## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 13 Mk. 50 Pf. |
| Für ein halbes Jahr | | 7 Mk. — Pf. |
| Für ein Vierteljahr | | 4 Mk. — Pf. |
| Für einen Monat | | 1 Mk. 50 Pf. |
| Tagweise für einen Band | . . . . . | — Mk. 6 Pf. |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 16 Mk. — Pf. |
| Für ein halbes Jahr | | 9 Mk. — Pf. |
| Für ein Vierteljahr | | 5 Mk — Pf. |
| Für einen Monat | | 2 Mk. — Pf. |
| Tagweise für einen Band | . . . . . | — Mk. 10 Pf. |

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

**J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)**
**16 Maximiliansplatz 16.**





Fr. 1896. 2000.

C. E. Kiez.

# Novellen vom Genfer See.

# Novellen vom Genfer See.

Von

**C. E. Ries.**

**Breslau.**
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1898. New-York: Gustav E. Stechert.

Der treuesten, mütterlichen

Freundin

# Frau Charlotte Stettiner

und ihrer Schwester

# Frau Matilde Stettiner

dankbar zugeeignet.

# Inhalt.

# Jeanne „Guignon".

# I.

Montreux sollte es durchaus sein; Montreux war mir für den Winter empfohlen worden. So hatte ich mich von Genf aus, das ich ungern verließ, pflichtschuldigst an einen Arzt in Montreux gewendet, an den ich von Deutschland aus Empfehlungen besaß, und ihm gesagt, was ich suchte. Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit erklärte derselbe, für mich nach dem Gewünschten ausschauen zu wollen; und nach einiger Zeit erhielt ich mehrere Adressen, unter denen als die für meine Zwecke am meisten zu empfehlende eine Pension in einer Familie angegeben war.

Trotz des Preises, der innerhalb meiner Verhältnisse lag, trotz alles Lobes, das er dieser Familie spendete, entschloß ich mich nur schwer, hinzuschreiben. — Wer allein reist und keine Aussicht hat, Bekannte am Ort zu finden, thut besser, ein Hotel, oder doch eine größere

Pension aufzusuchen. Man hat dort wenigstens Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; und vor Allem, man kann sich seine Gesellschaft nach Geschmack auswählen. In einer Familie, sagte ich mir, bist Du zu sehr von der Außenwelt abgeschlossen; Du bist an die Mitglieder gebunden, ob Du sie magst oder nicht. — In Folge dieser immer wiederkehrenden Ueberlegungen ließ ich den Brief, den ich von den Leuten erhalten hatte, unbeantwortet.

Aber auch die übrigen Pensionen sagten mir nicht sonderlich zu. Ich wählte eine davon als vorläufige Unterkunft, um mich an Ort und Stelle selber umthun zu können, — was ich schon am Tage meiner Ankunft als nöthig erkannte, denn meiner Gesundheit halber war ein ruhigeres Zimmer, eine bessere Lage wünschenswerth.

Der Arzt, den ich inzwischen aufgesucht hatte, kam wieder auf die „Familie" zurück. „Das Zimmer ist unbesetzt. Sie könnten sich's doch immerhin ansehen, die Gegend dürfte Ihnen zusagen."

Ich dagegen erkundigte mich mit Lebhaftigkeit nach mehreren Hotels, deren Lage mir gefallen hatte, da ich innerlich überzeugt war, daß ich die „Familie" nicht wählen würde.

Mein Weg führte mich noch an demselben Tage an

dem Häuschen vorbei, Avenue Belmont. Der Doctor hatte Recht, die Lage war gut, sehr gut eigentlich. Ich sollte möglichst hoch wohnen, — die Nähe des Sees war mir für den Winter geradezu untersagt, und dies kleine „chalet“ lag hoch, weit höher noch als die Hotels, die ich im Auge hatte. Ich sollte ferner nicht viel bergsteigen, — und siehe da! das Häuschen lag an einer fast ebenen breiten Fahrstraße mit herrlicher Aussicht auf den See. Es war auch ein kleiner Garten am Hause, in dem man sitzen konnte, und eine allerliebste Terrasse, von der aus man den Rocher de Neige und den kleinen Kegel des Merdasson sah. Das „chalet“ selbst heimelte an mit seinem dunkel gebeizten Holzfachwerk, dem überspringenden Schweizerdach und den großen, klaren, mit grünen Jalousien zu schließenden Fenstern.

Die kleine Küche lag an der Straße; Alles blitzte darin; durch die offene Hausthür bemerkte man einen hohen eisernen Ofen, der den Hausflur heizte. Eine mit Teppichen belegte Treppe führte zum oberen Stockwerk hinauf. „Erwärmter Hausflur, warme Zimmer!“ sagte ich mir. „Wenn es nur nicht eben eine „Familie“ wäre!“

Nichtsdestoweniger klingelte ich. Man konnte sich die Sache ansehen; — ansehen hieß noch nicht miethen. Ein etwas ärmlich, aber reinlich gekleidetes Individuum

öffnete. „Mädchen für Alles“ stand ihm an der Stirn geschrieben. Nachdem wir uns Beide mehrere Minuten hindurch französisch nicht verstanden, fand ich heraus, daß es eine Deutschschweizerin war. Hierauf ging die Unterredung flott von Statten. — Ich fragte nach der Dame des Hauses. Sie sei leider unpäßlich und nicht zu sprechen, aber wenn ich in die „Salle à manger“ eintreten wollte, Mademoiselle Jeanne sei zu Hause, die würde gleich kommen!

Der „Speisesaal“ amüsirte mich. Ein winziges Gemach, dessen eines Fenster auf den See, das andere auf den Rocher de Neige hinausging; Möbel in Menge: ein Clavier aus schwarzem Polisanderholz, ein Schrank, ein kleiner Anrichtetisch, ein Fauteuil, ein Puff, ein Nähtisch, ein großer Eßtisch in der Mitte mit sechs Stühlen darum, ein Blumentisch am Fenster. Die Möbel sahen sämmtlich aus, als hätten sie bessere Tage gekannt. — An der Wand hingen einige Stahlstiche in einfachem schwarzen Holzrahmen, und ein in farbiger Seide gesticktes Bild, das unendlich alt schien. Unter dem Regulator ein „Art Calendar“, zwölf durch ein Seidenband lose zusammengehaltene Blätter für die Monate, mit niedlichen Kindergestalten in Buntdruck; — eine dieser reizenden, jetzt so sehr beliebten Arbeiten, die von Eng-

land aus, d. h. von englischen Geschäften aus nach dem Continent kommen, in Wahrheit aber zum größten Theil von deutschen Künstlern entworfen und in deutschen Fabriken ausgeführt werden. Unter demselben befand sich ein einfacher Abreißkalender. Auf dem niedrigen Schrank standen Bücher in großer Anzahl, — daneben ein Blumenstrauß in einer geschmackvollen Vase.

Ich hatte gerade Zeit zu diesem flüchtigen Umblick gehabt, als Mademoiselle Jeanne in der Thür erschien. Sie trug einen Kattunmorgenrock, der nicht mehr ganz sauber war, rosa Gezweig auf hellem Grunde. Mit einem anmuthigen Lächeln, das ihre Züge sonnig erhellte, bat sie mich, Platz zu nehmen, und entschuldigte ihren Anzug: es wäre Sonnabend, d. h. Reinemachetag.

Ich muß gestehen, ich hörte nicht viel auf die Bedingungen, die das junge Mädchen vorbrachte; — war ich doch entschlossen, es mit der Familie nicht zu versuchen. Ich betrachtete vielmehr das entzückende Gesichtchen, das sich mir so unerwartet gezeigt hatte. Tiefe, strahlende Augen, kurzgeschnittenes, dunkelbraunes Haar, das ihr lockig in die Stirn fiel; lange, seidene Wimpern, ein voller rother Mund und zwei allerliebste Grübchen, eins im Kinn, eins in der rechten Wange.

Die kleine Schönheit sprach sehr lebhaft und im

reinsten Französisch, — es war also wirklich eine Pariser Familie, was ich dem Doctor nicht hatte glauben wollen, — und erbot sich angelegentlich, mir das Zimmer zu zeigen. Ich fand keinen Grund, das Anerbieten abzulehnen: wir gingen hinauf. — Gott sei Dank: Das Zimmer war ein Dachzimmer und auffallend klein. Hier war doch eine Veranlassung, schicklich abzubrechen. Mit höflicher Entschiedenheit machte ich der Sache ein Ende. „Es thäte mir sehr leid, — aber ich hätte ein größeres Zimmer vorausgesetzt, — dieses würde nicht angehen —“

„Ja, ja, es ist sehr klein,“ erwiderte meine Schöne seufzend — „und darum auch so schwer zu vermiethen“ — setzte sie mit ebensoviel Offenheit wie Traurigkeit hinzu.

„Wirklich, ich bedaure sehr, aber —“

„Ich verstehe es vollkommen,“ sagte die Kleine resignirt. „Adieu, Madame!“

Fast triumphirend verließ ich das Haus. Natürlich war das Nichts für mich; ich hatte es ja vorher gewußt. Aber wirklich! ich begriff den Doctor nicht. Hatte er denn das Zimmer gesehen? — Gut, daß ich von vorn herein nicht auf die Sache eingegangen war, von Genf aus, daß ich auch jetzt meinen Namen erst gar nicht genannt hatte. Sofort machte ich mich weiter auf die Suche.

Ich fragte in allen Hotels nach, die hoch und frei gelegen waren, in allen Pensionen, die Bädeker angab; überall, wo ich über einem Hause Hôtel Pension oder Pension famille las, — und Montreux ist thatsächlich mit Pensionen gepflastert, — trat ich ein. — Merkwürdig! ich fand überall Etwas auszusetzen! — Hier war der Preis zu hoch, — dort das Zimmer nicht heizbar oder lag im vierten Stockwerk; — ein anderes hatte absolut keine Aussicht, oder die Pension befand sich wieder dem See zu nahe und der geräuschvollen Hauptstraße. Und — was mir am ärgerlichsten war — nirgends wurde französisch gesprochen. „Deutsch oder englisch, hauptsächlich englisch," hieß es überall. Recht unzufrieden kam ich von meiner Wanderung zurück. Warum mußte gerade nur in der „Familie" französisch gesprochen werden und noch dazu ein so gutes? und warum gefielen mir nirgends die Leute? Der Lockenkopf —

Ja, ja! Das war es! — ich leichtsinnige Alte hatte mich wieder einmal verliebt! Der Lockenkopf hatte es mir angethan, mit den verführerischen Grübchen, mit den tiefen braunen Augen —

Ehe ich mich dessen versah, befand ich mich bereits auf dem Wege nach der Avenue Belmont, derselben, an der ein gewisses Häuschen lag. Die Gegend entzückte

mich auf's Neue. Indem ich mich noch der herrlichen Aussicht erfreute, las ich halb in Gedanken auf dem Schild den Namen des Häuschens: „Chalet Beauregard“ und dann weiter darunter auf einem zweiten Schildchen: „Mademoiselle Carabin, Leçons de dessin“.

Ich klingelte. „Dieser Unsinn!“ schalt ich mich im selben Augenblick und hätte vielleicht noch Fersengeld gegeben, — aber die Thür öffnete sich. Nun blieb doch nichts Anderes übrig, als nach Madame Carabin zu fragen.

Diesmal sah ich sie selbst, eine würdige Matrone mit bleichen, etwas leidenden Zügen. Sie empfing mich mit liebenswürdiger Vornehmheit und führte mich in das Eßzimmer. Vergebens sah ich mich nach dem Lockenkopf um. Er gebe Stunden, erklärte die Mutter, und da Jeanne nicht da sei, um das Zimmer zu zeigen, so —

Ich bemerkte, daß ich es am Morgen gesehen hätte — „Ach, es ist Madame, die heute Morgen hier war!“ — — und daß es leider entsetzlich klein sei, — hier hielt ich inne und machte mir wieder Vorwürfe; dann aber, wie um mich selber zu übertäuben, fuhr ich rasch fort: aber ich hätte mich geradezu in das anmuthige Wesen ihrer Tochter verliebt; um ihretwillen sei ich wieder gekommen, — wieder stockte ich.

Madame Carabin lächelte glücklich. „Sie ist ein gutes Kind!“ sagte sie mit mütterlichem Stolz.

Mir hatte das Mädchen gefallen, mir gefiel jetzt die ruhige Feinheit der Mutter. Beide Frauen zeigten deutlich, daß die Familie der guten Gesellschaft angehört hatte. Von herzlicher Sympathie erfaßt, schloß ich auf der Stelle, ohne weiter zu überlegen, trotz des unbequemen kleinen, ganz primitiven Zimmers, die Angelegenheit ab, und noch in derselben Woche zog ich hin.

Man hatte mir einen kleinen eisernen Ofen gesetzt. Die Waschtoilette war mit weißen Gardinen umkleidet, und auf dem Tisch stand eine zierliche Vase mit Chrysanthemen. „Der letzte Gruß aus dem Gärtchen von Beauregard!“ rief Mademoiselle Jeanne, die zum Willkomm auf mein Zimmer geeilt war. Sie sah so reizend aus, daß ich große Lust hatte, das Mädchen an mich zu ziehen und zu küssen.

„Alte Enthusiastin!“ wehrte ich mir. „Sei Du nicht vorschnell! Wer weiß? Französische Nüchternheit findet am Ende Deine deutsche Gefühlsschwelgerei einfach lächerlich.“

## II.

Es bildete sich aber sehr schnell ein vertrauliches Verhältniß heraus. Zwischen alleinstehenden, schwergeprüften Frauen besteht immer schon eine Art geheimer Gemeinsamkeit. Die Seele wirft unzählige feine Fühlfäden aus und spürt das gleiche Schicksal, das die Herzen der Menschen verbindet. Meine Zuneigung zu Jeanne wurde von dieser bald erwidert, und die warme Theilnahme, die ich für Madame Carabin empfand, vermehrte sich durch das, was der Doctor mir von den Erlebnissen der Familie zu erzählen gewußt hatte.

Madame Carabin war seit zehn Jahren Wittwe. Sie hatte ihren Gatten mit vollster Aufopferung durch eine vieljährige Krankheit hindurch gepflegt und aus dieser aufreibenden Zeit ein schweres, hauptsächlich nervöses Leiden zurückbehalten. Auch ihre Mittel waren erschöpft, wovon der Sterbende Nichts gewußt hatte.

Ein hochangesehener Gelehrter, der es nie verstanden hatte, zu erwerben, ja, der es seiner unwerth gehalten hätte, seine geliebte Wissenschaft zu einer „melkenden Kuh" zu machen, hatte er im Vertrauen auf das Vermögen seiner Frau dem Studium gelebt, und im Vertrauen auf dieses Vermögen war er auch in Montreux, wohin die Familie seiner geschwächten Gesundheit wegen gezogen war, gestorben. In Wahrheit blieb die hochherzige Frau, die ihres Mannes Wahn nicht hatte zerstören wollen und zu stolz war, um den Beistand ihrer reichen Verwandten anzusprechen,. — sie stammte aus einer eben so wohlhabenden, wie vornehmen Familie, — mit ihren drei Kindern in den trübseligsten Verhältnissen zurück. Nur durch den Verkauf ihrer sämmtlichen Kostbarkeiten hatte sie es vermocht, in äußerster Sparsamkeit ihren Söhnen bis zu einiger Selbstständigkeit durchzuhelfen. Diese dann halfen ihr die Erziehung des jüngsten Kindes, unserer kleinen Jeanne, tragen.

Madame Carabin erwähnte ihrer Schwierigkeiten nie, wie sie denn mit dem echten Stolz der Armuth sehr zurückhaltend über ihre Verhältnisse war; aber sie besaß andererseits auch nicht die falsche Scham der Verarmten, eine Wohlhabenheit zur Schau tragen zu wollen, die nicht länger vorhanden war, und ein in der schweren

Schule des Lebens geschärftes Auge erkannte leicht, daß Mangel und Sorge auch jetzt das Hauswesen regierten. Angelegentlich eines Gespräches, das wir einige Zeit nach meiner Ankunft hatten, trat das noch klarer zu Tage. Aus Lausanne, von den dortigen Verwandten der Familie, war ein Brief eingetroffen, den Madame Carabin, nachdem sie ihn überflogen hatte, ihrer Tochter in meiner Gegenwart vorlas. Dieser Beweis des Vertrauens erfreute mich um so mehr, als man mich dann auch zur Berathung hinzuzog.

Es handelte sich um einen Sohn gemeinschaftlicher Freunde in Schweden, der in Gefahr gewesen war, sein Augenlicht durch den grünen Staar ganz zu verlieren, In Folge langjähriger Behandlung sei es gelungen, ihm ein Auge zu erhalten, aber seine Gesundheit, die niemals eine sehr starke gewesen, hatte sichtlich unter der letzten Operation gelitten, und er sollte jetzt zu seiner Erholung den Winter in Montreux zubringen. Würde Madame Carabin um der alten Freundschaft willen den Sohn bei sich aufnehmen und für ihn, der lange schon nicht mehr wisse, was Mutterliebe sei, mütterlich sorgen? —

„Ich weiß nicht,“ sagte Madame Carabin mit einem zögernden Blick auf ihr Kind, „das Zimmer ist ja auch nicht mehr frei. Und es ist wohl besser so. —

Aber leid wird es mir, eine verneinende Antwort geben zu sollen, — unsere Familien waren sehr liirt—"

„Mutter!" schlug Jeanne vor, „im Eckhause ist noch ein Zimmer leer, das mit dem Balkon. Wenn man nachhörte, ob es zu bekommen wäre. Es liegt nach Süden. Biete doch das an! — er könnte ja bei uns essen." Der Gedanke an einen neuen Hausgenossen schien ihrem lebhaften Geist sehr zu behagen.

„Er wird es nicht wollen, Kind! Du hörst doch, er ist von schwacher Gesundheit. Wirklich" — sie wandte sich wieder zu mir — „ich bin in Verlegenheit! es sind so viele Beziehungen, — ich fühle mich diesen Leuten ein wenig verpflichtet —"

„Es wäre doch auch ganz schön, wenn wir die Pension —"

Sie vollendete nicht unter dem Blicke der Mutter, aber ich wußte eben so gut wie die Mutter, was sie hatte sagen wollen.

„Versuchen sie es doch mit Jeanne's Idee!" rieth ich. „Vielleicht paßt ihm das Anerbieten, so wie Sie es machen können. Das Zimmer liegt ja ganz nahe; — im schlimmsten Falle ist der Brief umsonst geschrieben!"

„So schreibe denn, Jeanne!" —

Der Auftrag hätte mich überrascht, wenn ich nicht

bereits gewußt hätte, daß der Kleinen der ganze Briefwechsel des Hauses oblag, ja, mehr noch, die ganze Regierung des Hauses. Sie war in der That, wie sie sich bei unserem ersten Zusammentreffen mir gegenüber sehr niedlich ausgedrückt hatte, während der häufigen Unpäßlichkeiten der Mutter „un peu le petit chef de la maison“. Sie ordnete Alles an, gab alle Befehle, besorgte die Einkäufe und wurde für Alles verantwortlich gemacht, von den Pensionären und dem Dienstmädchen, die sich nur an sie zu wenden hatten, von den Brüdern in Lausanne und nicht zum Wenigsten von der Mutter selbst. Es war merkwürdig, daß sie all' dies zu leisten vermochte, noch neben den Stunden, die sie gab. Nur eine äußerst sorgfältige Erziehung hatte solche Resultate erzielen können.

Welcher Art diese Erziehung gewesen war, — darüber sprach sich Madame Carabin offen aus, als ich ihr einmal meine Bewunderung äußerte. Da sie von vornherein gewußt hatte, daß auch ihre kleine Tochter dereinst darauf angewiesen sein würde, ihre Kenntnisse, ihre etwaigen Talente verwerthen zu müssen, so hatte sie es sich nach dem Tode ihres Mannes angelegen sein lassen, alle in dem Kinde schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken. Das Mädchen hatte spielend leicht gelernt und

bald viel Begabung für Sprachen und Musik gezeigt, mehr aber noch für Zeichnen. Madame Carabin, die einen „horreur“ gegen das zersplitternde „Allestreiben“ besaß, hatte in Folge dessen nach einiger Zeit die Clavierstunden einstellen lassen, um Jeanne's ganze Kraft auf ihr Zeichentalent zu richten, was ihr auch vom praktischen Standpunkte aus als das Räthlichste erschien. Denn da das Kind in Montreux aufwuchs, und sie Beide voraussichtlich auch dort ihre Tage beschließen würden, so lag es nahe, den Beruf des Mädchens mit Rücksicht auf ihren Wohnort zu wählen.

Die Fremden in Montreux waren zum größten Theil Engländer und besaßen als solche mit ihrer eingeborenen Liebe zur Natur auch ein theils eingeborenes, theils anerzogenes Talent zum Zeichnen. Und wo sie es nicht besaßen, bildeten sie sich doch ein, es zu besitzen, was auf dasselbe herauskam, so weit es sich um ein Bedürfniß nach Stunden handelte. Hier also bot sich Jeanne Aussicht, hinreichend Schüler zu finden, weit mehr als für Sprachen; wenngleich sie auch letztere, schon um sich den Verkehr mit den ausländischen Zöglingen zu erleichtern, nicht vernachlässigen durfte. Sie lernte also Zeichnen und in Aquarell malen. Sie malte auch ein wenig in Oel, aber nur wenig. Madame Carabin

hielt es wieder für weise, sich zu beschränken. Ein Genie war das Kind nicht; sie sollte sich daher auch auf keine hochstrebenden Ziele einlassen, und sie brauchte außerdem Zeit für eine gründliche wirthschaftliche Ausbildung, die Madame Carabin's Ansicht nach jedes Mädchen besitzen müsse; um wie viel mehr ihre Tochter, die sich in äußerlich so beengten Verhältnissen zu bewegen hatte.

Madame Carabins immer mehr zunehmende Kränklichkeit bewog Jeanne, der geliebten Mutter allmählich den schwersten Theil der häuslichen Pflichten und vor Allem die häuslichen Sorgen aus der Hand zu nehmen, und so kam es, daß das Mädchen eine für ihr Alter bewunderungswürdige Umsicht und liebevolle Rücksicht für ihre Umgebung besaß. — Mutter und Tochter hatten außerdem viel mit einander gelesen, besprochen und durchdacht, und Jeanne war eine viel zu tief angelegte, nachdenkliche Natur, um nicht aus allem in Unterricht und Unterweisung Gebotenen, aus ihren eigenen, selbstständigen Studien und ihren Lebenserfahrungen, an denen in so kummervoller Lage kein Mangel war, reichsten Inhalt für Geist und Gemüth geschöpft zu haben.

An dem Kinde also war es jetzt, dem Schweden auseinanderzusetzen, wie die Dinge sich verhielten, natürlich im Namen der Mutter. — Würde und könnte er

sich damit zufriedengeben, und wollte er, trotz des ein paar Schritte von ihnen entfernten, aber warmen nach Süden hinaus gehenden und gut möblirten Zimmers, sich sonst ganz und gar im Sinne der alten freundschaftlichen Beziehungen als zur Familie gehörig betrachten?

Eine Woche darauf traf die Antwort ein. Der Schwede dankte, bereits von Lausanne aus, in auffallend gutem, fast elegantem Französisch für den liebenswürdigen Brief und die freundlichen Bedingungen. Er theilte in aller Kürze mit, es sei ihm ein Vergnügen, zu sagen, daß er dieselben annehme und daß er am 6. November mit dem Dampfboot einzutreffen gedenke.

Die gedrängte Kürze des Schreibens, die charaktervollen großen Buchstaben, der höfliche, aber entschiedene Ton gaben Jeanne, die sich etwas darauf zu Gute that, aus der Handschrift des Schreibers den Schreiber selbst herauslesen zu können, Gelegenheit, einen unsererseits etwas skeptisch aufgenommenen Vortrag über Aussehen, Alter, Wesen und Manieren des zu erwartenden Hausgenossen zu halten. Der Schwede sei, seinem Stil nach, von feiner Bildung, 38—40 Jahr alt; sehr ernst, klein, blond; trüge einen langen Schnurrbart; die Schriftzüge deuteten auf Zurückhaltung, auf Bestimmtheit, ja auf

Festigkeit des Charakters, die bis zur Brutalität gehen könne &c." —

Zwei Tage später kam „Monsieur de Moerner". an. Klein war er nicht gerade; man müßte denn einen jungen Riesen klein nennen! — Blond war er freilich aber — o Jeanne! vom Schnurrbart keine Spur. — Er trug vielmehr einen vollen Backenbart, der im Verein mit den matten Augen und den ein wenig lang gezogenen, leidenden Zügen dem Gesicht etwas Altes, Gesetztes verlieh; etwas weit über seine Jahre Gesetztes, denn — o Jeanne! Herr von Moerner war kaum 26 Jahre alt.

Arme kleine Jeanne! wie wir sie auslachten! — Der Neckereien war kein Ende, ebensowenig der geheimnißvollen Anspielungen, die das Kind mehr als einmal heiß erröthen machten. Die Kleine erröthete so leicht. Ein Blick! ein Wort! und die rothen Wellen überflutheten das ganze Gesichtchen bis unter die Haarwurzeln hinauf und ließen beim Herabsinken noch lange lebhaftere Färbung auf zwei immer leicht gerötheten, überaus charakteristischen Wölbungen der Stirn zurück. Diese leichte Röthe über den Augenbrauen bildeten eine sehr merkwürdige und auffallende Eigenthümlichkeit ihres Gesichtes. — Ob es das war, was „Mr. de Moerner" zu einer so aufmerk-

samen Betrachtung seines hübschen Gegenüber veranlaßte? — Er war augenscheinlich ganz in das Studium der kleinen Persönlichkeit vertieft; sein entzücktes Auge wich nicht von ihr.

Was Jeanne über den neuen Ankömmling dachte, war schon schwerer zu entnehmen. Er schien ihr nicht sonderlich zu behagen, — nach der Schweigsamkeit zu urtheilen, in die sie sich den Abend über hüllte. Aber vielleicht hatte sie es verdrossen, daß Madame Carabin, — wohl in der Absicht, gleich von vornherein eine gemüthliche Stimmung anzubahnen, — Herrn von Moerner mit einem muthwilligen Lächeln nach ihrer Tochter hin erzählt hatte, welch ein Bild uns diese nach seiner Handschrift von ihm entworfen. — Der junge Mann hatte unmäßig gelacht und ohne Weiteres begonnen, auch seinerseits Jeanne auf die ungenirteste Weise zu necken. Er rechnete sich augenscheinlich vom ersten Augenblick an als „ganz zur Familie gehörig!" — Schließlich aber, um die Kleine zu versöhnen, — und zu ihrer nicht geringen Genugthuung — bekannte er, daß der Secretär seines Vaters, der ihn bis nach Lausanne begleitet hatte, den Brief nach seinem Dictat geschrieben hätte. Ob er hernach noch den blonden Schnurrbart des Secretärs und seine bis zur Brutalität gehende Bestimmtheit des

Charakters hinzulog, um ihr eine Freude zu machen, vermag ich nicht mit Gewißheit zu sagen. Es schien mir freilich, als hätte er dabei ein besonders lustiges Zucken um den Mund und ein paar „Krähenfüßchen“ mehr an den Augen gehabt.

Er war überhaupt kein Griesgram, unser neuer Hausgenosse! — Er sah nur so alt aus, wenn er still saß und schweigsam. Wenn er aber sprach, — und er sprach viel und lebhaft, — oder wenn er Possen trieb, — und er trieb ungeheuer viel Possen, das ganze Haus erschallte bald wider von dem Lachen, Laufen und Sich-jagen der „Kinder“, wie Madame Carabin sie nannte, — dann erhielt sein Gesicht, sein ganzes Wesen etwas ungemein Kindliches, Knabenhaftes. Erstaunlich war auch, wie bald er sich im Hause heimisch gemacht hatte. Schon nannte er Madame Carabin im Scherze seine „Mutter“, Jeanne seine „kleine Schwester“ und wollte durchaus, daß man ihm seinen Vornamen gab: „Torsten“. Er berief sich dabei auf die Freundschaft, die die Familien vereint hätte, und auf das warme Interesse, das seine verstorbene Mutter alle Zeit ihres Lebens für Madame Carabin empfunden.

Sein Ton nahm einen unbeschreiblich weichen Klang an, als er von seiner Mutter sprach. Die Thränen traten ihm in die Augen, er brach hastig ab. —

Jeanne sah erstaunt auf. Eine solche Tiefe des Gefühls bei diesem stets so ausgelassenen Menschen überraschte sie sichtlich. Er mußte seine Mutter leidenschaftlich geliebt haben, wenn er noch ihren Verlust nicht verschmerzen konnte.

## III.

Jeanne hatte, wie erwähnt, sehr früh den Unterricht in der Musik aufgegeben, um sich ihrer Malerei zu widmen. So kam es, daß sie von ihrer musikalischen Begabung und ihren Leistungen auf dem Clavier sehr wenig hielt. Sie war nie dazu zu bewegen, Etwas vorzuspielen. Nur wenn sie sich allein wußte, zumal des Abends im Dunkeln, spielte sie gern, — ganz leise, ganz sacht, wie für sich, meistentheils getragene Melodien ernst schwermüthigen Charakters. Ich liebte es unendlich, ihr von der Terrasse aus zuzuhören. Es klang wie Sphärengesang, diese leiseste Berührung der Tasten.

Eines Abends nun hatte auch Herr von Moerner sie am Pianino überrascht. Sein enthusiastisches Klatschen schreckte sie auf. Sie wollte fliehen; nicht die dringlichsten Bitten, noch Torstens Versicherung, daß er Musik über Alles liebe, konnten sie zum Fortfahren veranlassen. Da

setzte sich der junge Mann selber an's Clavier und spielte, — meisterhaft. Wie gebannt blieb Jeanne stehen und lauschte versunken, die Hände gefaltet, mit großen andächtigen Augen. —

Und dann sang er! — Erst ein Lied, mit halber Stimme, mit unterdrückter Bewegung, — als ob er noch unserer Zustimmung gewiß werden wolle; oder wie Jemand, der sich fürchtet, an die eigenen Tiefen zu rühren und schlummernde Geister zu wecken, und dann ein anderes Lied und noch eins. Darüber hatte er sich selber vergessen und uns auch; er ward nicht gewahr, daß das Mädchen die Lampe angezündet hatte, daß Madame den Kreis seiner Zuhörer vermehrte, — er sang; — und nun brach es hervor aus ihm mit Leidenschaft, mit herzbewegender, Alles aufrüttelnder Gewalt. Er sang auf schwedisch, — und wir verstanden die Worte nicht; aber aus seiner Stimme klang eine so namenlose Sehnsucht, ein so tiefer Schmerz, daß wir bis in die innerste Seele erschüttert dasaßen. Wir begriffen, daß der lustige Torsten der ganze Torsten nicht war, — und wir fühlten, daß wir ihn noch so gut wie gar nicht kannten.

Er saß jetzt erschöpft auf dem Stuhl — die Hände über den Augen, in sich zusammengesunken. Als er aufstand, schien er ein Anderer geworden, die Brauen zu-

sammengezogen wie im Schmerz, das Gesicht fahl, die Augen trüber als je, und ein finsterer Zug lagerte auf der Stirn.

„Sie haben sich zu sehr angestrengt, Herr von Moerner," tadelte Madame Carabin leise. „In Ihrem angegriffenen Zustand sollten Sie nicht so lange hintereinander musiciren."

Der junge Mann gab keine Antwort. Er blieb den ganzen Abend über in trübe Gedanken versenkt, theilnahmlos, und empfahl sich sehr früh.

Dergleichen Verstimmungen stellten sich häufiger ein, gewöhnlich ganz unvermittelt — zu Jeannes großem Verdruß. Der lustige Gesellschafter war ihr bereits zu sehr zur Gewohnheit geworden, als daß sie sich mit solchen Verwandlungen hätte zufrieden geben können. Sie fand es geradezu unbegreiflich, wie man, eben noch ausgelassen heiter, plötzlich in den dunkelsten Trübsinn verfallen konnte; daß Jemand, der in einem Augenblick noch lebhaft und angeregt zu erzählen wußte, im nächsten bereits in finsteres Schweigen versank. Sie nannten ihn launenhaft, sonderbar: „Er hat Grillen, gerade wie ein Engländer," sagte sie.

Madame entschuldigte ihn mit seinem Zustand. Ihrer Ueberzeugung nach würde eine völlige Genesung,

ja nur eine durchgreifende Erholung Vieles an seiner Seltsamkeit ändern. „Er ist sehr angegriffen."

„Er ist verwöhnt!" sagte Jeanne.

„Ein Mensch, der von Kindheit auf kränkelt, ist das leicht, Jeanne! Bedenke das quälende Augenleiden. Ob das vielleicht nicht mehr ist, als grüner Staar? Ich habe nie gehört, daß derselbe von solch' qualvollen Kopf- und Augenschmerzen begleitet ist; und das andere Auge, sagt man, gerettet — ich zweifle doch sehr!"

„Ach! Mutter! er sieht doch ganz gut, — und wenn er sich nur ein wenig zusammennehmen wollte, — er läßt sich nur gehen!" rief Jeanne mit der ganzen Ungeduld und Intoleranz eines gesunden Menschen. — „Er kann lustig genug sein."

Mit einem Wort, seine Sonderbarkeiten störten sie. Aber sie bewirkten auch mehr als seine Geistesgaben, seine Liebenswürdigkeit und seltene Herzensgüte, seine feine Bildung, — Eigenschaften, die erst bei näherer Bekanntschaft sich voll und ganz ausweisen konnten, — daß sie sich unaufhörlich mit ihm beschäftigte. Sie fand Widersprüche in seinem Wesen, die seine Krankheit allein nicht erklärte, ein inneres Unbefriedigtsein, einen Mangel an Harmonie."

„Vielleicht kommt all' das daher, daß er seine reichen

Fähigkeiten nicht ausbilden kann und nicht gebrauchen," meinte Madame.

„Er sagte einmal, er habe studiren wollen —"

„Nun, siehst Du, Jeanne! und dann seine musikalische Begabung —"

„Ja! musikalisch ist er, wie alle Blinden!"

„Jeanne!" sagte Madame Carabin vorwurfsvoll. „Wie Du unüberlegt sprichst! Wenn Monsieur de Moerner Dich nun gehört hätte! Merkst Du denn nicht, daß er selber immer die Angst hat, auch sein zweites Auge zu verlieren? Mein Kind! das könnte Jeden melancholisch machen. Ich bin überzeugt, seine verzweifelte Stimmung rührt davon her, wie auch der zeitweise zu trübe Ernst, der seine Jahre belügt. Krankheit reift vorfrüh!"

„Aber diese Reife seines Verstandes, seines Urtheils macht ihn andererseits auch zu dem, was er ist," fiel ich ein, „zu dem interessanten Gesellschafter. Denken Sie doch, Jeanne, was für angeregte Abende wir jetzt durch ihn haben. Wie er zu erzählen weiß! — Und welch' reiche Ausbeute hat er von seinen doch eigentlich immer traurigen Reisen mitgebracht."

Jeanne war für einmal zum Schweigen gebracht. Ich wußte es wohl, daß auch dem Kinde Nichts lieber

war, als wenn wir uns nach beendetem Abendessen mit einer Handarbeit um die freundliche Hängelampe versammelten, und Herr von Moerner zu erzählen anfing. Er war schon viel gereist; allein seiner Augen wegen hatte er sich Jahre lang in Berlin und Paris aufgehalten, und als nach dem Tode der Mutter seine verdüsterte Stimmung auf den Zustand seiner Augen auf's Verhängnißvollste einzuwirken begann, andererseits aber auch der drohende Verlust seines Augenlichtes seine Stimmung verschlimmerte, hatten ihn die Aerzte zerstreuungshalber von Neuem auf die Reise geschickt. Er sollte und mußte aus dem verderblichen Cirkel heraus. So hatte er in vier aufeinanderfolgenden Jahren Italien, Griechenland und England kennen gelernt. Und wenn er auch in seiner Melancholie weniger geneigt gewesen war, alle Eindrücke aufzunehmen, für die ein so jugendlicher Geist empfänglich gewesen wäre, so hatte er doch immer noch genug gesehen, — und auch, wenn auch halb widerstrebend, genossen, — um jetzt nach erfolgreicher Cur in der Erinnerung nachgenießen zu können.

An diesen Erinnerungen, an den tausend bunten Bildern der Vergangenheit, die er sich selber zurückrief, ließ er nun uns theilnehmen, und so vergingen die Abende im Fluge. Wir waren nicht wenig erstaunt, zu

finden, wie unbemerkt wir darüber in den Winter hineingerathen waren.

Aber wie lebhaft er sprach! wie lebhaft er überhaupt war. Ich konnte mich nicht genug darüber wundern. Meiner Vorstellung nach waren die Skandinavier ernste, stille, langsam denkende Menschen. Wie kam diese leidenschaftliche Natur, dieser raschbewegliche Geist, diese schillernde, blendende Lebhaftigkeit in den kalten Norden? — Ich nannte ihn einmal einen aus der Art geschlagenen Schweden.

„Das ist ein großer Irrthum Ihrerseits, Madame!" nahm Madame Carabin lächelnd für Herrn von Moerner Partei. „Alle Schweden sind lebhaft. Wissen Sie denn das nicht? Die Schweden sind ja die Franzosen des Nordens!"

Das war in einem Tone unnachahmlichen Stolzes gesprochen. Wirklich! Die „Grande Nation" steckt diesem Volk unausrottbar im Blut.

## IV.

Sehr schnell hintereinander waren die Lausanner Söhne herübergekommen, um die Bekanntschaft des jungen Moerner zu machen. Natürlich befreundete er sich auch mit ihnen sofort, besuchte sie in Lausanne und stand sich gleich mit ihnen auf Du und Du. Man kann sich den Lärm nicht vorstellen, den das junge Volk trieb, wenn sie Alle zusammen waren. Kaum, daß ein Hinweis auf der Mutter leidenden Zustand, auf meine Ruhe Minuten lang ihrer Laune Zügel anlegte. Jeanne besonders, die am Abend sehr schweigsam zu werden pflegte, während Herr von Moerner erzählte, hielt sich am Tage in tausend Neckereien und Schelmereien schadlos, die von ihm mit Entzücken aufgenommen und reichlichst vergolten wurden.

Nur kam es plötzlich, daß der große Mensch inmitten aller Allotria auf Madame Carabin zuging und in einer Anwandlung demonstrativer Zärtlichkeit den Kopf still auf ihre Schulter lehnte.

Sie schalt dann. „Was thun Sie da? Wie schickt sich das, Monsieur de Moerner?“

„So heiße ich nicht.“

„Nun denn — Torsten!“

„Würden Sie Ihrem Sohne gestatten, den Kopf an Ihre Schulter zu legen? — Ja? — Nun, ich bin auch Ihr Sohn, und Sie sind meine Mutter. — Lassen Sie mich doch denken,“ flehte er bei ähnlichen Gelegenheiten, wenn seine Zärtlichkeitsbeweise sie fast genirten, „lassen Sie mich doch denken, ich hätte noch eine Mutter. Ich bin ja so verwaist“ — es traten dem weichen Menschen schon wieder die Thränen in die Augen — „ich habe nicht einmal eine Schwester — aber nun,“ setzte er wohl mit einem plötzlichen Umschlag der Gefühle jubelnd hinzu — „nun habe ich eine — ich bin sehr glücklich.“

Daß Herr von Moerner, oder wie wir ihn eigentlich Alle schon nannten, Torsten, sich gar so leicht in die Herzen der weiblichen Hausbewohner hineinschmeichelte, läßt sich denken. Bis auf Rosa, — das Dienstmädchen, — hinab war Niemand im Hause, der ihm nicht mit Freuden zu Willen gewesen wäre. Es gefiel einem Jeden, daß es ihm bei uns so behagte. Selbst mit mir altem Wesen hatte er Freundschaft geschlossen, saß stundenlang

auf meinem Zimmer, las mir vor oder begleitete mich auf meinen Spaziergängen, wenn Jeanne von Haus fern war. Freilich, kam sie von ihren Stunden zurück, dann war die alte Frau, waren Bücher, Spaziergänge über dem jungen Mädchen vergessen.

Der Wahrheit aber die Ehre! machten wir es denn anders, hatten wir alten Leute für Jemand Auge und Ohr, wenn das Kind da war? Was uns vorher auch beschäftigte, jedes Gespräch verstummte, sobald Jeanne in's Zimmer trat; sie wurde der selbstverständliche Mittelpunkt unseres Kreises. Hatten wir vorher auch ein wenig unser eigenes Leben gelebt, — sobald sie erschien, lebten wir nur das ihre.

Das Kind hatte aber auch ein so reiches Leben! — Wieviel von Interesse, wieviel von Wichtigkeit gab es allemal zu erzählen, wenn sie nach Hause kehrte! — Wir saßen, hörten zu und freuten uns ihrer Schönheit. Die Röthe kam und ging über Wangen und Stirn, die Augen glühten oder lachten, oder die langen Wimpern sanken halb darüber hin. Dann fiel es wie ein Schatten von Melancholie über ihr Gesicht, — ein Schatten, der fast schmerzte, so unberechtigt schien er in diesem jugendlichen, strahlend heiteren Geschöpf.

Torsten war die Erscheinung auch aufgefallen. „Es

ist immer," sagte er einmal, „wenn die Wimpern sich halb senken und das Feuer der Augen dämpfen. Man hat dann eine so sonderbare Empfindung, fast, als wäre sie zum Unglück geboren!"

Ich war empört! „Zum Unglück!" schalt ich heftig. „Zum Glück ist sie geboren, zum Glück! Was? diese übermüthigen Augen, diese schwellenden Lippen, diese frischen Farben —"

Sie kam uns gerade entgegen, wie ich sie beschrieben; — ich zeigte sie ihm.

„Sie haben Recht!" sagte er leise — „Sie sollte nur glücklich sein!" —

## V.

„Aber warum nennt sie sich immer Jeanne „Guignon“?“ fragte er mich ein andermal.

„Weil sie es ist, Torsten, — weil sie es ist! — Haben Sie schon Jemand gesehen, der sich heute das Kleid zerreißt, morgen die Treppe herunterfällt, übermorgen den Sahnetopf umwirft? — Haben Sie die Narbe am Handgelenk bemerkt? — Nun ja — es ist noch nicht lange her, daß sie sich schnitt! und es fehlte nicht viel, so hätte sie neulich den Fuß gebrochen. Alle Augenblicke stößt sie sich oder rennt gegen die Thür oder gegen Rosa, die das Theebrett trägt, und zerbricht hier was und da was —“

„Sie bewegt sich zu hastig —“

„Weil sie sich fortwährend übereilt! Aber warum übereilt sie sich so — doch nur, weil sie sich immer verspätet! —“

„Frau Ehlert!“ —

„Nein! nein! sagen Sie nichts! Das ist nun eben ihr Fehler! Ich hab' sie sehr lieb! aber was wahr ist, muß auch wahr bleiben! —“

„Ihre ungeschickten Bewegungen rühren aber auch davon her, daß sie sehr kurzsichtig ist, Frau Ehlert —“

„— und von ihrem nervösen Naturell!“ — fiel ich ein, schon wieder bereit, sie zu entschuldigen.

„Ja!“ sagte er, „und finden Sie nicht eigentlich, Frau Ehlert, finden Sie nicht, daß gerade ihre Ungeschicklichkeit noch einen Reiz mehr an ihr ausmacht!“

Ich lachte laut auf. Da waren wir wieder so weit. Es ging uns mit all' ihren Mängeln wie mit denen ihres Gesichtes. Die Nase war, wenn man sich's recht überlegte, zu groß, der Mund zu voll, die Farben waren zu glühend. Das Schnurrbärtchen zierte auch bei ihr — wie bei so mancher Französin — die Oberlippe. Aber die aus dem Rahmen strenger Schönheit fallenden Einzelheiten verliehen dem Antlitz unserer Ansicht nach gerade seinen pikanten Reiz, und wir fanden — einstimmig! —, daß selbst ihre Fehler zu Vorzügen an ihr wurden.

Und wie war sie drollig, wenn ihr ein Mißgeschick begegnete, neulich z. B., als sie, die Hände hinter dem

Rücken, an der Wand stand und bei der nächsten raschen Wendung ihres Hauptes gegen den Regulator fuhr. Kopfschüttelnd rieb sie sich die schmerzende Stelle: „C'est Jeanne, voyez vous, Jeanne guignon!“ — Oder sie hielt ein zerbrochenes corpus delicti in die Höhe: „C'est Jeanne, tout-à-fait Jeanne, pauvre Jeanne!“

Immer sprach sie in der dritten Person von sich, und die Art, mit der sie sich halb auslachte, halb bedauerte, war geradezu einzig.

„Sie ist so unendlich komisch in ihrer Hilflosigkeit,“ sagte Torsten, „komisch und rührend zugleich. Man möchte nur immer sie an sich ziehen, um sie zu halten und zu schützen — für's Leben!“ —

Er hatte Recht. Das war es, was man ihr gegenüber fühlte; ich auch, und ganz unmöglich wäre es gewesen, sich für ihre tausend und ein kleinen Leiden nicht zu interessiren, wie sehr man auch darüber lachte. Sie war eben eines der Menschenkinder, denen immer Etwas „passirte“.

Bald hatte ein Fremder sie in der elektrischen Bahn unverschämt lächelnd angestarrt, weil sie, um zu erkennen, wer mit ihr fuhr, zu stark in eine Richtung geblickt hatte. Bald guckte ihr ein Anderer an der Laterne, wo sie auf dieselbe Bahn wartete, keck unter den Hut. Ein

Dritter bot ihr auf der Straße einen alten, zerrissenen Handschuh — „denken Sie, einen alten, zerrissenen Handschuh!" —, ob sie den vielleicht verloren hätte. Ein Vierter fragte sie um den Weg und benutzte die Gelegenheit, sie zu begleiten und zu sehen, in welches Haus sie hineinging. Kam sie dann nach der Stunde heraus, so stand er sicher davor. — Wieder ein ander Mal sprach sie selbst einen wildfremden Menschen vergnügt an, weil sie ihn für ihren Bruder hielt oder für Torsten, und erst in der Nähe, — „ganz in der Nähe" — sie sagte es entsetzt — war sie ihres Irrthums gewahr geworden, als man bereits von der Vertraulichkeit des hübschen Mädchens Vortheil ziehen wollte. Am schlimmsten aber war es des Abends. Wie oft kam sie athemlos nach Hause gestürzt: „Jemand sei ihr nachgegangen, es habe sie Jemand angeredet. „Voyez vous cela n'arrive qu'à Jeanne! à Jeanne seulement, pauvre Jeanne."

Torsten mochte es schon gar nicht mehr leiden, daß das Mädchen am Abend allein nach Hause kam; hätte die Mutter nicht ernsten Einspruch dagegen erhoben, — er würde sie sicherlich überall abgeholt haben.

Madame Carabin hatte überhaupt nur immer abzuwehren. Wir verwöhnten ihr das Kind zu sehr —

sie hätte mit ihren Ermahnungen jetzt doppelt schweren Stand. Wir ließen uns von Jeanne bethören.

Im Grunde aber ging es ihr nicht anders. Kam der Wildfang hereingestürzt, daß Alles zusammenfuhr, so hatte sie sicher ein verweisendes Wort auf den Lippen; aber dann stand das Mädchen an der Thür, mit vom Gange gerötheten Wangen, das feine Bastituch an die Lippen gedrückt, — und die Augen schauten darüber hinweg mit solch verführerischem Ausdruck, daß der strenge Blick der Mutter sich milderte und die Scheltworte auf ihren Lippen sich in ein Kosewort verwandelten.

Es kam eben immer wie eine Welle von Licht und Leben mit ihr herein, vor der Nichts Stand hielt, nicht Zorn, nicht Verstimmung. Besonders Herr von Moerner, auf den die seit einiger Zeit häufigeren Nebel einen verdüsternden Eindruck machten, gab sich dankbar und willig ihrem erheiternden Einfluß, dem vollen Zauber ihrer Persönlichkeit hin. Er machte auch kein Hehl aus seiner Bewunderung, welche Jeanne wie etwas Selbstverständliches höchst gnädig aufnahm, — in einer kindlich unbefangenen Art, die ihr sehr gut ließ. Wußte sie denn nicht, daß sie hübsch war?

Sie hätte vermuthlich auch mit äußerst erstauntem Blick dasjenige Mädchen gemessen, dem es eingefallen

wäre, in ihrer Gegenwart eine Rolle spielen zu wollen. Waren sie doch daran gewöhnt, daß man sich einzig und allein mit ihr beschäftigte. Glücklicherweise war aber Niemand da, und unsere kleine Königin nahm mit entzückender Liebenswürdigkeit, aber auch mit entzückendem Gleichmuth die Huldigungen auf, die sich Alles ihr darzubringen beeiferte.

## VI.

Wir hatten nun wirklich im Ernst Winter. Strenger Frost trat ein. Jeanne jubelte; jetzt konnte das Schlittschuhlaufen angehen.

„Daran ist gar nicht zu denken!" sagte Madame.

„Nicht?" — Herr von Morner fragte es erstaunt.

„Mutter meint, weil es zu weit ist!" —

Madame Carabin sah mit verweisendem Blick nach ihr hin, aber Jeanne fuhr unbeirrt fort: „man muß nämlich dazu entweder nach Vevey oder Aigle fahren" —

„Aber Jeanne!"

„Nun: so fahren wir dahin!" — sagte sehr ruhig Torsten.

„Allein könnt Ihr doch nicht! es ist keine Rede davon." Der Ton klang ärgerlich und entschieden. Jeanne blickte verzagt. —

Jetzt legte ich mich in's Mittel; ich hätte selber

Lust, mir Aigle anzusehen, das ich noch nicht kannte, und dem Schlittschuhlaufen zuschauen, machte mir große Freude.

„Hurrah!“ rief Jeanne und umarmte mich.

„Sie thun es einzig und allein des unartigen Kindes wegen, Madame, wirklich! man braucht nicht Alles haben zu wollen. Ich denke, Jeanne könnte zufrieden sein mit dem, was sie schon durch Ihre Gegenwart genießt.“ —

„Je mehr, je besser!“ meinte lustig Torsten und nickte dem Kinde vergnügt zu. Die kleine Schwester soll ein bischen fröhlich sein; und Schlittschuhlaufen — das ist ein sehr gesundes Vergnügen. Gleich morgen fangen wir an! — Jeanne ist doch nur am Donnerstag frei, und wer weiß, wie lange das Eis hier anhält!“

Damit war die Sache abgemacht; nach Aigle wurde gefahren. Die ganze Jugend der Montreuxer Fremdenwelt war hier zum Eislauf versammelt. Jeanne amüsirte sich königlich; Torsten desgleichen, und auch ich fand meine Rechnung, so daß wir alle Drei höchlichst befriedigt kurz vor dem Abendbrot wieder zu Hause eintrafen. — Dieser Donnerstag war der Beginn eines sehr vergnügten Lebens. Ein Ausflug nach dem anderen auf die Eisbahnen von Vevey und Aigle. Kein Concert, keine Vorstellung lebender

Bilder zum Besten eines Bazars, einer Kirche, zu der Torsten nicht Billette besorgte. Das waren gute Tage für unsere kleine Jeanne, die bisher so still, so eingezogen gelebt hatte. Madame Carabin schalt zwar manchmal über das späte Nachhausekommen und das in Folge dessen späte Aufstehen, war ärgerlich, wenn Jeanne über irgend welcher Toilettenangelegenheit andere Dinge vergaß oder versäumte, aber sie freute sich doch, daß ihrem Kinde Gelegenheit ward, ihr junges Leben ein wenig zu genießen. Dankbar ließ sie es zu, daß ich stets und immer zur Begleitung bereit war, und übte selbst dann Nachsicht, wenn beim Nachhausekommen Jeanne's Jubel keine Grenzen kannte. Sie saß mit zusammengefalteten Händen am Tisch und hörte den Erzählungen zu, und auf ihrem Gesicht lag der ganze Stolz, die ganze Seligkeit, die sie beim Anschauen ihres glücklichen Kindes empfand. Jeanne selber war wie der verkörperte Sonnenstrahl, seit sie nicht nur der Arbeit und dem Erwerb zu leben brauchte, sondern auch ab und zu Vergnügungen hatte, wie sie für ihre Jahre paßten. Ihre Dankbarkeit gab sich in noch zärtlicherer Fürsorge für ihre Mutter kund, um deren Wohl und Wehe sie immer schon mit liebevollster Kindessorgfalt beschäftigt war, und in tausend kleinen zarten Aufmerksamkeiten für Torsten und mich.

Man kann sich denken, daß Torsten befriedigt war. Der gute Mensch, nur zu glücklich, wenn er glücklich machen konnte, schien schier unerschöpflich in neuen Vorschlägen. Es gab keinen noch so leisen Wunsch, den er dem Mädchen nicht erfüllte. Selbst in den Cursaal, der, die Theaterabende ausgenommen, für die Eingeborenen des Ortes nicht existirt, kam sie jetzt häufiger; am Nachmittag zu den Concerten der wirklich sehr guten Capelle, am Abend, wo sie mehrere Male vergeblich ihr Glück „Aux petits chevaux“ versuchte. „C'est Jeanne Guignon!“ sagte sie jedes Mal niedergeschlagen. „Was sehen Sie mich so lächelnd an, Madame?“

„Nichts! o Nichts, Jeanne! Mir fiel nur ein deutsches Sprichwort ein.

„Lequel! Dites-le! dites! —“

Ich strich ihr lächelnd über die Wange.

## VII.

Es war Jeanne wieder Etwas „passirt!"

Im Hause nebenan wohnten arme Leute, deren etwas schwachsinniger Sohn — ein baumlanger Bursch von siebzehn Jahren — ab und zu zu kleinen „Commissionen" in der Stadt verwendet worden war. In der letzten Zeit hatte man ihm indessen Nichts mehr aufgetragen, weil er die Gänge wenig zur Zufriedenheit ausführte.

Nun behauptete Jeanne, er lauere ihr aus Tücke auf. Sie war ihm schon ein paar Mal hintereinander an der Biegung des Weges begegnet, wenn sie Abends nach Hause kam, und jedes Mal hatte er sie anzureden versucht. Heute nun, — sie konnte vor Aufregung und Empörung kaum sprechen, — war er ihr in betrunkenem Zustande direct in den Weg getreten und habe sie festzuhalten versucht. Dann', als sie sich losgerissen, —

„Sehen Sie, nur Jeanne kann so was passiren! —“ hatte er sich breitspurig vor sie hingestellt und auf die Straße gespuckt. War es nicht schrecklich für ein junges Mädchen, so spät allein von den Stunden zurückkommen zu müssen? Sie zittere schon jedesmal, wenn sie sich auf den Weg begab. Und nun erst mit diesem Burschen, stark wie er war und halb Idiot — „sehen Sie — und dazu noch betrunken — pauvre Jeanne!“

Wir Frauen suchten die Sache scherzhaft zu nehmen, um sie zu beruhigen. Aber Torsten gerieth außer sich. Jeanne's Aufregung, ihr verängstigtes Gesichtchen, ihre Thränen waren zu viel für ihn. Was? eine Dame könne nicht um sieben Uhr Abends allein gehen, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen? Er wäre am liebsten aufgesprungen, um den frechen Buben auf der Stelle zu züchtigen. Wie durfte der rohe Geselle überhaupt wagen, Mademoiselle Jeanne anzusehen, geschweige denn anzureden?

Madame Carabin wollte ihn beschwichtigen. „Der Mensch ist halb Idiot, — er weiß gar nicht, was er thut.“

„Dann gehört er in eine Anstalt,“ schrie Torsten, „aber nicht auf die Straße, um Damen zu belästigen.“

„Es ist ein großer Kummer für die Eltern, — ein

großer Kummer, — glauben Sie mir, es sind das ehrliche, ordentliche Leute!“

„Ganz gleich! entweder sie wissen ihn im Zaume zu halten, oder er muß eingesperrt werden, — ein Drittes giebt es da nicht. Mademoiselle Jeanne wird nicht mehr belästigt werden; ich werde Sorge dafür tragen, ich! Arme, kleine Jeanne!“ —

Seine Stimme war sanfter geworden, fast zärtlich; fast zärtlich war auch der Ausdruck seiner Augen, mit denen er das junge Mädchen ansah.

Jeanne zitterte unter seinem Blick. Die Wimpern senkten sich langsam, — nun lagen sie dunkel auf den Wangen, die sich mit glühender Röthe bedeckten. Er nahm es für ein Zeichen der Erregung, die das Ereigniß hervorgerufen. „Arme, kleine Jeanne!“ wiederholte er.

Gleich am nächsten Morgen schalt er mit den Nachbarsleuten, die sich unter Thränen und Klagen entschuldigten. Der Sohn sei betrunken gewesen, — er sei sonst ein guter, stiller Junge, — nur schwach im Kopf, — sie wären unglücklich genug —

„Wie kann man einem Idioten noch Branntwein zu trinken geben!“ schnitt Herr von Moerner ihnen kurz das Wort ab. „Passen Sie besser auf den Burschen auf! Kommt noch das Geringste vor, so zeige ich ihn

der Polizei an, — und er wird aufgehoben und eingesperrt, in's Loch, — oder, wo er hingehört, in's Irrenhaus."

Das half. Jeanne hatte nicht wieder über Belästigungen zu klagen. Es läßt sich ermessen, wie dankbar sie ihrem Beschützer war.

---

## VIII.

„Was ist mit Torsten, Mutter?“ — Die Hausthür hatte sich gerade hinter dem jungen Manne geschlossen. — „Er sagte, er käme morgen nicht herüber.“

„Er hat sich entschuldigt, mein Kind, es ist morgen der Sterbetag seiner Mutter!“

„Dann kann er nicht zum Essen kommen!“ rief Jeanne erstaunt. „Will er etwa fasten? Das sind Ideen! Dieser capriciöse Mensch!“ —

„Er will den Tag still verbringen, meine Tochter. So hätte er das immer gehalten. Er drückte sich,“ fuhr Madame Carabin zu mir gewandt fort, „sehr hübsch aus, — er müsse diesen Tag mit seiner theuren Mutter ganz allein sein.“

„Das ist Torsten!“ sagte Jeanne halb bewundernd. „Aber wie langweilig das werden wird! und Jules, der extra aus Lausanne herüberkommt —“ sie warf ärgerlich

die Locken zurück. „Nun wird aus dem Spaziergang wieder Nichts. Was thut man nur den Tag über?"

„Mir scheint, Du kannst gar nicht mehr ohne Torsten existiren!" erwiderte scharf Madame Carabin. „Wie kann man sich nur so abhängig machen von Anderen! Da werde ich eine schöne Tochter an Dir haben, wenn Mr. de Moernèr einmal ganz fortgeht."

Jeanne war bei den ersten Worten sehr roth geworden. Jetzt zuckte sie ungeduldig die Achseln. „Quelle idée!" sagte sie.

„Jeanne!" — Madame Carabin sprach sehr ernst. „Ich mag kein übelgelauntes Gesicht sehen. Nimm Dir Etwas zu arbeiten vor, dann wirst Du gleich wissen, was Du zu thun hast." —

„Arbeiten! immer arbeiten! Wenn man die ganze Woche Stunde giebt, Tag für Tag, da möchte man auch einmal die Hände still halten und ausruhen. Ich bin doch noch jung, — ich möchte doch auch mein Leben genießen!" —

„Ich denke, Du hast Dich nicht zu beklagen, Du kannst nur danken. Nicht jedem jungen Mädchen wird soviel geboten, wie Dir, — Geh', Kind! geh'! Du liebst so sehr, einen Tag ganz für Dich zu haben. Benutze ihn jetzt. Es giebt sicherlich viele Sachen zu ordnen!"

Ordnen, das war Jeanne's große Leidenschaft. Jede Gelegenheit dazu betrachtete sie sonst als einen „gefundenen Tag!" Diesmal indessen schien ihr die Aussicht nicht besonders erfreulich. Sie wirthschaftete zwar den ganzen Donnerstag Morgen im Hause herum, aber sie brachte Nichts vor sich. Die Mutter hatte so oft über ihr planloses, gedankenloses Schaffen geklagt, ohne daß ich es hatte wahrhaben wollen. Heute, — ich saß mit dem Nähzeug am Fenster, — beobachtete ich sie schon eine lange Weile, wie sie ein Packet mit ein paar Wäschestücken, die sie als des Ausbesserns bedürftig beiseite gelegt hatte, immer wieder auf- und zusammenrollte, auseinandernahm, jedes Stück einzeln zusammenlegte in die verschiedensten Lagen, planlos, ziellos. Wo sie derweile mit ihren Gedanken war, das weiß Gott!

Am Nachmittag kam Jules, der älteste Bruder. Er hörte verwundert Jeanne's erregte Erzählung mit an, lachte über ihre Enttäuschung und amüsirte sich damit, sie zu necken. Indessen fand er die Sache selber etwas sonderbar. „Er ist ein seltsamer Kauz, Torsten, das läßt sich nicht leugnen, Mutter!"

Aus dem Spaziergang auf den Mont Caux sollte in der That Nichts werden. Jules hatte nicht Lust, Etwas ohne Torsten zu unternehmen; er zog es vor,

den Nachmittag über bei der Mutter zu bleiben. Jeanne war im gegebenen Moment nirgends zu finden. Als sie endlich zum Vorschein kam, war sie „noch nicht angezogen", hatte noch soviel in ihrem Zimmer, an ihren Schubladen zu ordnen! — Schließlich ging ich allein, meine gewohnte Tagestour.

Mit dem 9 Uhr-Zug Abends mußte Jules wieder fort. Kurz vor dem „souper" fragte er: „Soll ich denn wirklich weggehen, ohne Torsten gesprochen zu haben, — ich will mal zu ihm hinüber auf die Stube."

„Du störst ihn nur, Jules!"

„Quelle idée, mère," sagte auch er lachend.

Wir sahen seiner Rückkehr mit begreiflicher Spannung entgegen. Die Umständlichkeit, mit der er wie sonst Mütze und Mäntelchen im Corridor aufhängte, machte Jeanne ungeduldig.

„So komme doch schon, Jules, — sag', wie Du ihn fandest! Jules kam langsam herein, und indem er auf die wohlbekannte Art mit der Linken den Stuhl erst aufhob und in der Luft wog, ehe er sich bedächtig darauf setzte, sagte er mit einer Stimme, in der Spott mit tiefer innerer Bewegung kämpfte:

„Ein wunderlicher Heiliger ist er — kein Zweifel

darüber, — aber — aber — es hat mir eigentlich gefallen.“ Er pausirte bedächtig.

„Jules, — Du bist unausstehlich, — so erzähle doch schon!“ Er lächelte behaglich über Jeannes Ungestüm, — dann berichtete er. „Stellt Euch vor, Torsten im Gesellschaftsanzug, Frack mit weißer Binde —“

„Jules —“

„Ich erfinde Nichts, kleine Schwester. Gesellschaftsanzug, — weiße Binde, — das Zimmer ein Lichtmeer von Lampen und Kerzen. Auf dem Tisch Blumentöpfe und Sträuße in Vasen; in der Mitte die bekränzte Photographie der Mutter. Vor derselben Torsten, den Kopf in die Hände gestützt, in stiller Andacht. — Er erhob sich bei meinem Eintritt: ‚Du kommst gerade recht, Jules! Sieh her, meine herrliche Mutter. Es ist heute ihr Sterbetag. Sieh! Das war sie! Aber das Bild sagt Dir Nichts von dem, was sie war.‘ — Dann hat er angefangen von seiner Mutter zu sprechen, mit einem Gefühl, — wiedergeben kann ich es nicht. Aber seine Begeisterung, sein tiefer, unüberwundener Schmerz hat mir das Wasser in die Augen getrieben. Er muß sie unendlich geliebt haben, diese Mutter —“

„Sie war auch der Liebe werth, meine Kinder —“

„Ich habe versucht, ihn dann schließlich zum Mit-

gehen zu bewegen. „Heute nicht, Jules!‘ hat er ruhig und freundlich gesagt, ‚heute gehöre ich meiner Mutter, — es ist nur ein Tag jetzt im Jahr, aber den bleiben wir Beide zusammen!‘“

Auf die zur Schwärmerei neigende Jeanne machte die Erzählung sichtlich tiefen Eindruck. Sie hatte stumm zugehört, aber ihre Augen waren immer größer und dunkler geworden. Jetzt stand sie am Fenster, — abgewendet, unbeweglich. Als sie sich endlich herumdrehte, lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck, wie ich ihn noch nie gesehen. Es schien mir, als ob das Gefühl der Sympathie für Torsten nicht fern davon war, in ein neues Stadium einzutreten. Hatte doch die spöttische Verwunderung über seine Seltsamkeiten immer mehr einer tiefen Bewunderung Platz gemacht; war doch ihre anfängliche Ungeduld mit seinen Launen und Grillen mehr und mehr einem warmen Mitleid mit seinem Gebrechen gewichen. Es wollte mich dünken, als sei sie der Entdeckung sehr nahe, als müsse sie nun bald zu dem Bewußtsein aufwachen, daß sie ihn liebe.

## IX.

Die Entdeckung kam schneller, als ich gedacht. — Der December wurde für uns ein recht unfreundlicher Monat. Kalt war es nicht, — im Gegentheil! — Der Frost war längst verschwunden, — aber Regen gab es, viel Regen und — Nebel. Und das war das Schlimmste! — Tag für Tag aufzuwachen und immer den weißen Nebel wie eine Mauer um sich zu sehen, — das war entmuthigend. Hob er sich selbst etwas, so daß wenigstens die nächste Umgebung, daß die Straße frei ward, — über dem See lag es dick, grau, undurchdringlich, einen Tag um den andern! — Aussicht keine! von den gegenüberliegenden Bergen wußte man nur noch wie aus ferner Sage. Die Sonne schien vom Himmel verschwunden zu sein! Immer nur dieses graunasse Etwas um uns herum; — Himmel, See, Erde, Luft ein großer

Prießnitz'scher Umschlag, nur ohne dessen sanitäre Vortheile! Wie dieser Nebel auf Kehle, Hals und Brust fiel, wie er den Athem versetzte, wie er mit Centnerschwere den Kopf belastete! Was auch immer den Ruf Montreux' begründet haben mag, ein Winteraufenthalt für kranke Nerven ist es nicht. Leider huldigen noch immer ausländische Aerzte dieser Ansicht, deren folgenschweren Irrthum so mancher Patient zu beklagen hat. Die Schweizer Aerzte wissen wohl, daß das weiche, erschlaffende Klima von Montreux, daß der häufige Nebel den niederdrückendsten Einfluß auf das Nervensystem ausübt. So stark sich dieser Einfluß bei mir fühlbar machte, Herr von Moerner litt unsäglich mehr.

Für ihn, dem die ewige Nacht so nahe gewesen, der schon ihr Flügelrauschen über seinem Haupte zu vernehmen geglaubt hatte, war Licht, war Sonne Alles. Seine Stimmungen wurden immer ungleicher, und selbst die ausgelassenste Lustigkeit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er an einer tiefgehenden Verstimmung zu leiden anfing. Der Appetit wurde mangelhaft, allgemeine Mattigkeit stellte sich ein, er war unruhig, klagte über Druck im Kopfe, über den Augen, — die Augen selber schienen schwächer; er konnte weder lesen noch schreiben. In dem Maße, wie er zur Unthätigkeit verdammt war,

wurden seine Augenblicke der Heiterkeit seltener tiefe Verzagtheit, ja Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er, der sonst nicht genug Licht haben konnte, suchte jetzt von selber die Dunkelheit auf.

Madame Carabin beunruhigte sich sehr. Sie suchte durch jede erdenkliche Pflege Torstens allgemeinen Gesundheitszustand zu heben. Sie war selbst gegen Jeanne auffallend nachsichtig; ja, man könnte fast sagen, daß sie das Mädchen zu Tollheiten ermuthigte, in der Hoffnung, Herrn von Moerner dadurch aufzuheitern. Das erste Mittel half so wenig wie das zweite. Es wurde auch mit jedem Tage schwerer, Jeanne zu Scherzen zu veranlassen; ihre Stimmung begann der nur schwächere Abglanz von Torstens Stimmung zu werden. Madame sah darin ebenso klar wie ich und suchte mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, dem Einfluß, den der junge Mensch auf ihre Tochter auszuüben begann, entgegenzuwirken. Es kam zu Scheltworten und Scenen. — Schließlich aber brachte die Besorgniß um Torsten alle anderen Bedenken zum Schweigen. Er war ein paar Tage auf seinem Zimmer geblieben, weil seine Nervenschmerzen sich immer stärker einstellten. Madame, die am Vormittag nach ihm sah, war über sein Befinden erschreckt; da fiel jede Prüderie.

„Dies geht nicht, — man kann ihn nicht allein liegen lassen. Ich würde vor Unruhe vergehen, — ich muß ihn hier haben, — aber wo ihn unterbringen?"

Ich bot mein Zimmer an, — ich wollte hinüberziehen in Torstens. „Nein, nein! wie könnte ich daran denken, Ihnen diese Unannehmlichkeit zu bereiten. Außerdem, — das Zimmer ist für einen Kranken zu klein. Wir werden das unsere geben, — Jeanne und ich, — da ist die Dachkammer, — es ist jetzt nicht sehr kalt."

Der Umzug wurde noch am selben Tage bewerkstelligt. Jules, der glücklicherweise für den Nachmittag gekommen war, half den Freund in das Haus schaffen. — Ein heftiger Fieberzustand erklärte sich am nächsten Morgen, der über eine Woche dauerte und zu den ernsthaftesten Befürchtungen Anlaß gab, zumal in Betreff der Augen, — was man Torsten natürlich verschwieg. Der Arzt verordnete absolutes Stillliegen, ein verdunkeltes Zimmer, völlige Ruhe.

Madame Carabin wich nicht von dem Bette des Kranken, der ab und zu in Fieberphantasien lag, meist aber in den quälendsten Nervenschmerzen stöhnte. Eine innere Aufregung hielt die zarte Frau aufrecht. Auf alle Vorstellungen erwiderte sie: „Jeanne kann ihn doch nicht pflegen; — also bliebe nur Rosa; aber Sie werden

doch nicht wollen, daß ich Monsieur de Moerner einem Dienstboten überlasse."

„Sie vergessen mich, Madame! Lassen Sie mich wenigstens Sie ablösen."

„Aber daran ist nicht zu denken. Sie sind sehr gut, Madame! Sie sind hier, um sich zu erholen; ich bin verantwortlich für das Wohl all' meiner Gäste; und dann, welche Verpflichtung hätten Sie Torsten gegenüber? An mir ist es, an mir allein, ihn zu pflegen."

Wir drangen darauf in den Arzt, sie zur Annahme einer Diakonissin zu bewegen. Selbst Torsten beschwor sie in seinen lichten Momenten, sich während der Nacht wenigstens Ruhe zu gönnen. Aber auch davon wollte sie Nichts hören. Er war ihr anvertraut worden; er war ihr überdies lieb und werth wie ein eigenes Kind. Niemand sollte sich mit ihr in die Pflege des einzigen Sohnes ihrer verstorbenen Freundin theilen.

So blieb nichts Anderes übrig, als sie gewähren zu lassen. Aber ich glaube, viel mehr Ruhe fand Keiner von uns, Jeanne schon gewiß nicht. — Wie oft hörte ich nicht Nachts leise Schritte, die vor der Thür des Krankenzimmers plötzlich verstummten! Wie oft am Tage fand ich das Kind nicht vor dieser selben Thür, wenn ich Erkundigungen einholen wollte. Sie bat dann

mit angstvollen Geberden: „Allez, allez voir — je vous prie — comment il va, lui, Torstèn!“

In’s Krankenzimmer hinein wagte sie sich nicht; ihre Mutter hätte sie wahrscheinlich auch verwundert genug angesehen. Aber ihr Gesicht machte mir Sorge, wenn ich heraustrat. Sie sprach kaum, aus Furcht, ihre Aufregung zu verrathen, — nur ihre Augen fragten.

Arme Jeanne! als ob diese überwachten Augen, diese bleichen Wangen nicht deutlich genug gesprochen hätten! Was sollte nur daraus werden? Was konnte daraus werden? Wäre Torsten doch nie hierher gekommen! — An eine Heirath mit einem an Leib und Seele so kranken Menschen war doch niemals zu denken.

Ja, krank an Leib und Seele! Madame Carabin erzählte mit tief bekümmerter Miene, wie innerlich zerrissen er war. „Der arme Torsten! es ist schrecklich, dieses Geschick! Mit so viel Begabung, solchem Streben, so glühendem Thätigkeitsdrang eine so zerrüttete Gesundheit, ein so gebrechlicher Körper! Und wie er es fühlt, der arme Junge, wie er darunter leidet! es zerreißt mir das Herz, ihn sprechen zu hören, — und doch bin ich froh, um seinetwillen, daß er endlich sich ausspricht —“

Die Zuneigung zu der Freundin seiner geliebten Mutter, die wiederkehrende Furcht vor völliger Erblindung,

die äußerste Schwäche seines Zustandes und seine Verzweiflung über diese Schwäche, — Alles vereinte sich, die Zurückhaltung zu durchbrechen, in die er sich seit dem Tode der Mutter gehüllt hatte. In ihr hatte er Alles besessen, — mit ihr glaubte er Alles verloren! — und seine übersensitive Natur war davor zurückgeschreckt, sich Anderen zu offenbaren, die Wunden, an denen er blutete, von rohen, theilnahmlosen Händen berühren zu lassen. Seinem thätigen, thatkräftigen Vater stand er mit schmerzlicher Bewunderung, aber ohne Vertrauen gegenüber. Dieser Mann, der noch auf der Höhe geistiger Kraft und unverwüstlicher Gesundheit wirkte, wie sollte er ihm seine Schmerzen nachfühlen können, den Jammer seiner Seele über die Kluft zwischen seinem Wollen und Können, über sein gebrochenes Streben, sein nutzloses Dasein, über das Siechthum all' seiner Kräfte.

Sein ganzes Leben rollte sich jetzt vor Madame Carabin auf, in einzelnen, abgerissenen Bildern, in wilden Worten, wie die Verzweiflung sie dem Kranken auf die Lippen trieb; — hier Situationen, Geschehnisse, innere Kämpfe, in immer leidenschaftlicheren Ausdrücken wiederholt, — dort, über Dinge und Jahre hinweg, Einzelheiten, — nur angedeutet, kaum errathbar.

Sie sah ihn in seiner ewig kränkelnden Kindheit,

welche die Mutterliebe als einziger Sonnenstrahl erhellte, in seiner verkümmerten Jugend, da er zum ersten Mal zum Bewußtsein seiner Ohnmacht erwachte, aber doch noch die milde, verständnißvolle Trösterin an seiner Seite hatte, die seine Leiden zu den ihren und ihre Hoffnungen zu den seinen zu machen verstand. Dann kam ihr Tod, und mit ihm die „Nacht", wie er es nannte, die unheilvoll für Geist und Körper über ihn hereinzubrechen drohte. Sie sah ihn allein in dieser Nacht, ohne Freund, ohne Stütze, Dienstlingen überlassen, da den Vater der Staatsdienst meist von dem Landsitz fernhielt. — Es folgten die Reisen mit dem Secretär, der halb noch ein Lehrer, hab schon ein Untergebener war; das fortgesetzte Fernsein von der Heimat, das ihm das Herz erkältete, die traurigen Jahre in den Kliniken, all' die Zeit, die er in dem verdunkelten Krankenzimmer zubrachte, im Bett angebunden, damit er durch keine Bewegung die Behandlung der Augen störe, endlich die Operation, die man eine glückliche nannte, und die ihm noch einmal Hoffnung und Lebensmuth wiedergab. Und diese Hoffnung, die Montreux und die Begegnung mit den lieben Freunden zu hellerer Flamme anzufachen begonnen, sie war nun im Keime erstickt worden durch die Krankheit.

Was Wunder, wenn die Verzweiflung ihn überwältigte, wenn er den finsteren Mächten anheimzufallen schien, die sich seit seiner Kindheit um seine Seele rissen.

Und unaufhörlich, unaufhaltsam floß noch der Strom seiner Enthüllungen. Der Doctor empfahl Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe; aber Torsten fand keine Ruhe, — in fieberischer Hast drängten sich ihm die Worte über die Lippen.

Madame Carabin ließ ihn gewähren. Sie fühlte, daß er sich aussprechen mußte. „Es ist Aufregung für ihn, ohne Zweifel, aber ein so belasteter Geist findet nicht Ruhe, ehe er sich befreit. Die Aussprache thut mehr für Torsten, als alles Andere — glauben Sie mir!" —

## X.

Torsten hatte sich ausgeklagt; er lag erschöpft, — und mit der Erschöpfung trat endlich auch die Ruhe ein, — körperliche und seelische Ruhe. Er war schwach und hilflos wie ein Kind, aber auch zugänglich, offen, vertrauend wie ein Kind.

Und jetzt begann Madames eigentliches Samariteramt. Mehr als des Doctors Verordnungen, besser als alle Medicin wirkte ihre Gegenwart, der Einfluß ihrer durchaus gesunden Natur. Torsten lag und lauschte mit geschlossenen Augen der milden, tröstenden Stimme. „Wie meine Mutter!“ hauchten seine Lippen. „Sie spricht wie meine Mutter!“ und mehr als einmal führte er die feine Frauenhand an seine Lippen in überströmendem Gefühl des Dankes. Mit jedem Tage erkannte er klarer die segensvolle heilende Kraft, die von ihr ausging. Die Zeit im Krankenzimmer wurde für ihn zu einer Zeit der Erlösung. Er athmete auf wie

Jemand, dem ein drückender Alp von der Brust genommen ist. Er sah sich der qualvollen Vereinsamung entrissen. Wie eine Blume unter dem Sonnenstrahl, so erschloß sich seine Seele nach und nach ganz der mütterlichen Freundin. Die Tage der Reconvalescenz vergingen in ernst vertrauten Gesprächen, die ihn Vieles lehrten, ihm Vieles brachten.

Er fing an seine Leiden, sein Leben in anderem Lichte zu betrachten, das Leben, das er am liebsten als werthlos, unerträglich von sich geworfen hätte. Madame Carabin überzeugte ihn, daß, wie gehemmt er auch durch sein schwaches Augenlicht, durch seine leicht empörten und gereizten Nerven war, er doch seine schönen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade würde bethätigen können. Er war entschlossen, sich zu bescheiden und innerhalb der ihm durch seine Krankheit gesteckten Grenzen sein Möglichstes zu leisten.

Sie hatte ihn so veranlaßt, aus sich herauszugehen; sie hatte ihn ferner in sich selbst gefestigt. Jetzt lehrte sie ihn, von sich selber absehen und den Blick auf das Allgemeine zu richten. Indem sie an seine Herzensgüte, seine Hilfsbereitheit appellirte, zeigte sie ihm, wieviel Freude vor so viel Anderen ihm in seiner vom Schicksal so begünstigten Lebensstellung offen gelassen war.

Wieviele gab es, denen pecuniäre Schwierigkeiten

den Weg verlegten, obwohl sie schon, — glücklicher als er, — die Gesundheit besaßen, ihre Begabung zu bethätigen! Die konnte er fördern! Und war es nicht in seiner Macht, das Elend derer zu mildern, die, körperlich gehemmt gleich ihm, sich vergebens zum Fluge rüsteten und mit versagenden Flügeln zu Boden sanken, die aber nicht wie er die Tröstungen einer sorgenfreien Existenz kannten, sondern zu all' dem Schmerz, zu all' der Verzweiflung, mit der ein gebrochenes oder der Entwickelung beraubtes Talent die Seele zerreißt, auch noch den bittersten Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu kämpfen hatten?

Ja! sein Dasein konnte noch — nur in anderem Sinne! — ein reiches, schönes werden! Es war werth, gelebt zu werden, mit Bewußtsein, mit Kraft! — Hochfliegenden, umfassenderen Plänen entsagend, wollte er in dem, was zu thun ihm übrig blieb, Befriedigung suchen und finden!

„An unseren Schmerzen die Schmerzen Anderer fühlen, — aber nicht, beschäftigt mit dem eigenen, kleinen Loos, taub und blind sein für fremdes Leid!" hatte die edle Frau ihm gesagt. — Das Wort, hoffte er, sollte ihm Richtschnur bleiben für immer!

## XI.

Die Besserung ging mit schnellen Schritten vor sich. Nach und nach wurde mehr Licht in's Krankenzimmer hineingegeben; nicht lange, da konnte der arme Gefangene seine Zelle verlassen.

Wie bleich und elend er freilich aussah! mit wie schwermüthigem Lächeln er unsere Begrüßungen aufnahm! Wie sehr er seine Augen zu schonen hatte!

Aber es kamen hellere Tage, — die Sonne schien wieder, seine geliebte Sonne! und unter ihrem wohlthätigen Einfluß, unter der liebevollen Pflege seiner „zweiten Mutter", unter den schönen Augen vollends unserer kleinen Jeanne, in denen die Freude über seine Wiederherstellung so deutlich geschrieben stand, verschwanden die Spuren des bösen Anfalls schneller, als wir es zu hoffen gewagt hatten.

Nur trug leider die getreue Pflegerin schwer an den Folgen der aufreibenden Zeit. Sie hatte sich zu sehr angestrengt, und ihre Gesundheit büßte dafür. Nicht, daß sie etwa klagte, das lag durchaus nicht in ihrer Natur, aber sie war reizbar, über alle Maßen reizbar und leicht erregt. Jeanne, die besonders viel unter diesen Stimmungen zu leiden hatte, begriff ihre Mutter nicht; sie hatte sie noch nie so gesehen. Doch mit rührender Geduld, die immer wieder ihre innige, kindliche Liebe darthat, ertrug sie Vorwürfe und Scenen. Es wurde ihr aber wirklich manchmal recht schwer gemacht.

Eines Abends saßen wir mit Torsten in belebtem Gespräch um den Tisch im Eßzimmer, freilich, wie jetzt häufig, ohne Madame.

„Mutter leidet wieder sehr, sie wird auf ihrem Zimmer bleiben," hatte Jeanne gesagt.

Da that die Thür sich plötzlich auf, und Madame Carabin trat mit auffallend hastigen Bewegungen herein. Ohne uns Anderen mehr als einen kurzen Guten Abend zu gönnen, sprach sie bereits im aufgeregtesten Tone auf Jeanne ein.

Die Schneiderin hätte zum 12. December kommen sollen, und nun hier! — sie zeigte auf einen offenen Brief in ihrer Hand, — schriebe sie, sie würde erst den

20. kommen, weil Mademoiselle Jeanne gesagt habe, Eile hätte es nicht. Das war wieder einmal Jeanne — so mache sie es immer —"

„Mais mère!" sagte das Kind flehend.

Ja, das wäre so. Sie wisse ganz gut, wie nöthig sie, Madame Carabin, den Rock brauche, — täglich wäre davon gesprochen worden, und nun käme die Schneiderin noch so unbequem, in den Tagen vor Weihnachten — zum Verzweifeln wäre es mit Jeanne, — immer Unsinn, immer Alles verkehrt —"

Jeanne hatte mehr als einmal den Mund geöffnet, wie um sich zu vertheidigen, — aber sie gab es immer wieder auf und sah nur Madame an, vorwurfsvoll und erschreckt zugleich. Unter halb traurigem, halb verwundertem Kopfschütteln ließ sie resignirt den ganzen Wortschwall über sich ergehen!

Endlich rauschte die Mutter so aufgeregt, wie sie gekommen war, wieder zur Thür hinaus —

Jeanne blickte ihr mit schmerzlichem Ausdruck nach, indem sie wieder einmal über das andere den Kopf dazu schüttelte. Ihr in Torsten's Gegenwart solch' eine Scene zu machen, — und wenn die Sache sich noch so verhalten hätte, aber da war ein Mißverständniß, — die Mama hätte, — nicht sie, — die Mama wäre —

Sie unterbrach sich von Neuem: „C'est toujours Jeanne, toujours la faute de Jeanne!“ klagte sie. Sie sah eine kleine Weile betrübt vor sich hin; dann nahm sie ihre Handarbeit wieder auf, die sie zuvor erschreckt hatte fallen lassen. Aber noch einmal schüttelte sie leise den Kopf: „Pauvre Jeanne!“ seufzte sie in unbeschreiblich sich selbst bedauerndem drolligen Ton und sah dabei bezaubernd hübsch aus. Man hätte das Kind abküssen mögen.

Wir versuchten sie dann zu trösten, Torsten und ich; aber sie hatte in der That einen schweren Stand Man bedenke doch: Sie war fast den ganzen Tag in Stunden vom Hause entfernt und sollte den Haushalt bis in's Kleinste hinein leiten. Sie sollte selbst mit helfen, sollte die Mutter pflegen, und uns, ihre Gäste amüsiren. Wirklich, es lastete zu viel auf so jungen Schultern.

## XII.

Das Weihnachtsfest brachte eine bereits angedeutete Eigenthümlichkeit Torsten's zu vollem Ausdruck. Wie draußen in der Natur, so konnte er auch in den Zimmern nie genug Licht haben. Die vorzüglich brennende Hängelampe gab nach ihm nur eine traurige Beleuchtung ab. Wäre die Hitze in dem kleinen Raum nicht unerträglich geworden, es hätten sicher noch ein paar Lampen hinein müssen. Auf seiner Stube brannten stets mehrere. — Aber das Weihnachtsfest, soviel hatte man ihm versprechen müssen, das Weihnachtsfest dürfe so düster nicht verlaufen. Er bat sich unbeschränkte Beleuchtungsfreiheit aus.

Nun, das Haus schwamm förmlich in einem Lichtmeer. Von fern bereits leuchtete es durch die Dunkelheit uns entgegen. In dem Gärtchen um das Chalet, den Hügel hinauf, Laterne über Laterne; im Flur, auf der Treppe, in den Zimmern gab es keinen bestellbaren Ort,

auf dem nicht eine Lampe, eine brennende Kerze Platz gefunden hätte. Von Etagen, Fenstersims, Clavier, Schrank, überall, überall strahlte es uns entgegen. Wir standen wie geblendet.

„Ist das nicht schön? ist das nicht schön?“ rief Torsten einmal über das andere. „Sehen Sie! so muß es sein! so hab' ich's zu Hause stets auf meinem Zimmer. Und wenn ich zurückgehe, — und das Landschlößchen ist mein, und ich heirathe, — dann soll das ganze Schloß so leuchten von oben bis unten. Da weiß ich doch dann, daß ich lebe. Nur keine Finsterniß um mich her, nur keine Nacht.“ Er schüttelte sich schaudernd. Wir warfen uns unwillkürlich Blicke zu. Armer Junge! Er wußte nicht, wie nahe die Nacht ihm schon wieder gewesen!

## XIII.

Eine Schneelandschaft am Genfer See — das war Etwas, was ich mir kaum vermuthet hätte. Macht man sich doch bei uns oben im Norden so übertriebene Vorstellungen von dem „südlichen Klima" von Montreux. Vor Weihnachten waren nur ab und zu ein paar schon in der Luft zerfließende Flöckchen gefallen; nun aber kam der Schnee in dicken Flocken herab und blieb liegen. Ueber Nacht fast hatten wir wirklichen, weißen Winter.

Abgesehen von dem ersten Gefühl der Enttäuschung, das diese sehr wenig südlichen Leistungen des Genfer Sees hervorriefen, erfreute der Anblick mein Herz. Die wildfremde Gegend, der sich die Seele bisher nicht hatte hingeben wollen, war auf einmal zu einem lieben, vertrauten Freunde geworden. Da waren keine kalten grauen Steinhäuser mehr auf kahlem Ufer an blauem, was sag' ich? — an fast immer grauem See, keine wie abgebrannt

aussehenden Bergabhänge mit ihren Rebstöcken! Wiewohl die Sonne all' das manchmal aufgeleuchtet hatte mit gar brennenden Farben, es hatte nicht hineinwollen in mein Fühlen und Denken. Jetzt, inmitten Schnee und Eis war ich zu Hause, wie angelangt am Ziel nach ferner, mühsamer Wanderung. Alles redete mit bekannter Stimme zu mir, die Bäume, die sich unter der Schneelast beugten und doch stolz waren auf ihren Schmuck, die Häuser, die mit großen schwarzen Fensteraugen vergnügt unter der schimmernden Kopfbedeckung hervorsahen, die weichen, weißen Polster auf Holzstößen, Bänken und Brettern und die Wiesen, die sich unter die warme, wellige Decke schmiegten.

Und das war wieder die sanfte Bewegungslosigkeit in der Natur, die Ruhe und Stille, die Nichts unterbrach, als der Flug und Ruf der schwarzen Krähe und das Klingeln der Schlitten.

Schlitten! Das eine Wort, wenn immer ich's höre, zaubert vor meine Seele die Heimat, wie das Kind sie sah; den Schloßplatz, funkelnd im Sonnenlicht, und seine Reihen prächtig geschmückter Schlitten mit märchenhaft geschwungenem Schnabel. Ich sehe schwellende Polster, reiche Pelzdecken, sehe den Kutscher im wallenden Mantel und Pelzbarett, mit den riesigen dicken

Fausthandschuhen; ich sehe die Pferde im blanken Geschirr, Roßschweif und Glockenspiel auf den Hälsen, und die Pferde stampfen und wiehern, und die Glöckchen klingeln! — Das waren Schlitten!

Aber hier! — wir hatten gute Gelegenheit, so ein Ding, so einen Waadtländer Schlitten aus nächster Nähe zu betrachten. Torsten hatte uns zu einer Schlittenfahrt aufgefordert.

Die Sonne schien herrlich, — um spätestens zehn Uhr war der Kutscher bestellt. Es wurde elf; er kam nicht. Wir warteten bis zwölf Uhr; dann ging der empörte Torsten, um ein anderes Gefährt zu besorgen. Aber kein Schlitten zu haben, — in ganz Montreux. Das schöne Wetter hatte Alles zu Ausflügen veranlaßt. Das Mädchen wurde also noch einmal zu unserer Holz- und Kohlenlieferantin geschickt, die zugleich „voiturière" war. Diesmal brachte sie die Nachricht, der für uns bestimmt gewesene Schlitten habe die Deichsel gebrochen, aber man erwarte jeden Augenblick einen andern Kutscher zurück. Als wir uns zu Tische setzten, waren nicht nur mehrere „Augenblicke" verflossen, sondern es erhoben sich auch schon wieder leichte Nebel, wie meist gegen oder kurz nach Mittag. Dennoch erhofften wir für die Höhen, — wir wollten nach „Les Avants" hinauf, — einen freien Ausblick und Sonne.

Endlich um 2 Uhr erschien unser Kutscher, — kein anderer. Torsten stellte ihn höchst gereizt zur Rede, worauf er mit Seelenruhe auch die „gebrochene Deichsel" zum Besten gab; eine Geschichte, die wir halb schon zu glauben anfingen, als uns Rosa lachend erklärte, diesem selben Kutscher um 10 Uhr Morgens begegnet zu sein, als sie mit ihrem Kücheneinkauf aus der Stadt kam. Er habe eine Gesellschaft von sechs Personen den oberen Weg nach Clarens gefahren.

„Das ist, was ich dachte!" rief Jeanne. „Der Mann hat noch eine andere Bestellung vorher angenommen; vermuthlich eine Partie nach Schloß Hauteville!"

Torsten wurde fast weiß vor Aerger. Nur der Gedanke, daß Jeanne um ihre Schlittenfahrt käme, hielt ihn ab, den Kutscher mit einem Donnerwetter heimzuschicken.

Madame Carabin suchte ihn zu beruhigen. „Das ist so bei schönem Wetter, Torsten! Die Leute haben so wenige Schlitten; da verlangt die ganze Welt sie."

„Und das entschuldigen Sie noch!" rief Torsten außer sich. „Sagen Sie Ihrer Frau voiturière!" schrie er den Kutscher an, „ich sei fertig mit ihr für immer! — aber Sie Mensch, Sie, fahren Sie jetzt, was Ihre

Pferde laufen können, das rathe ich Ihnen. — Ist das ein Schlitten?" fuhr er dann mit unterdrücktem Aerger fort. „Haben Sie jemals schon ein so jammervolles Gestell gesehen?"

Die Frage galt mir; ich schüttelte energisch den Kopf. Das „Gestell" hatte mich schon aus allen Himmeln gerissen. — Ein schwarzangestrichener Holzkasten, der vorn in einen rothangestrichenen, stumpfen Schnabel auslief; zwei dunkelblaue, steinharte schmale Sitze ohne Rücklehne, Stroh unter den Füßen; ein schäbig aussehender Kutscher, am Halse der Pferde zwei blind augelaufene Glocken und vorn und hinten am Wagen gelb und rothe Lappen, die Fähnchen vorstellen sollten.

Ein Blick unsäglicher Verachtung aus Torsten's Augen streifte das Gefährt, als er uns gegenüber Platz nahm. Dann rief er Rosa zu, noch außer den Tüchern und Shawls Wärmflaschen für die Füße, seinen Fußsack und vor Allem seine — höchst elegante! — Reisedecke herunterzubringen. „So mit dem Ding zu fahren, müsse man sich schämen!"

Trotz meiner eigenen Enttäuschung konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken. Jeanne, die nie andere Schlitten gesehen hatte, erst recht nicht. „Der verwöhnte Sohn des Reichthums," flüsterte sie mir zu.

Die Fahrt wurde also bereits bei wenig guter Laune angetreten; aber unsere Mißstimmung wuchs, als wir bemerkten, daß der Nebel stärker wurde und mit uns höher zog. Ja, er war von Veytaux aus schon über uns emporgestiegen, und ein Theil sank von dort nun herab, um den von unten nachsteigenden Dämpfen, die den See und Montreux unseren Blicken verdeckten, die Hand zu reichen. Ueber die Nebelregion hinauszukommen, war nicht mehr möglich, sie erstreckte sich sicher schon bis zu „Les Avants". Es lohnte also nicht, an dem ursprünglichen Plane festzuhalten. Auf Jeannes Rath beschlossen wir, von Charnex aus den Weg über Sonzier zu nehmen und ein Stück nach Glion zu fahren, bis an den „Pont de Pierre".

„Wenn Sie den Weg noch nicht kennen, der ist sehr schön!" Sie fügte weiter Nichts hinzu, zum Theil wohl, um uns die Ueberraschung zu gönnen, hauptsächlich aber, weil Torsten's fortgesetztes Schelten auf die französischen Schweizer sie verdroß. Er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß er um „Les Avants" und um die Sonne gekommen war.

„So sind sie Alle," polterte er mit der größten Offenheit, „geldgierig, verlogen, unzuverlässig. Unzuverlässigkeit, das ist der Nationalcharakter. Alles thun sie

— mit dem Mund! Versprechen Alles mit der größten Liebenswürdigkeit, — stellen sich wer weiß wie glaubwürdig. Aber kein Arbeiter, kein Handwerker, der Wort hält, — Schuster, Schneider, Tischler, Gärtner, — was und wer es auch sei, — es ist Alles gleich! Nichts bringt sie aus ihrem unverschämten Gleichmuth, aus ihrer faulen Ruhe, aus ihrer stumpfen Bequemlichkeit heraus."

Er polterte noch, als wir in Sonzier einfuhren. — Es ist das ein Dorf, wie alle Dörfer um Montreux, mit schmutzig kalten, roh und unfreundlich aussehenden Steinhäusern und mit engen Gäßchen, als ob sich die Häuser aneinander gedrängt hätten, um weniger zu frieren. Schmutzig grüne, von Wind und Wetter gebleichte Fensterläden, überhängende Dächer, — oder manchmal über dem ersten Stockwerk wie ein Gürtel um's Haus — hängen Maiskolben an Stricken aufgezogen oder getrocknete grüne Bohnen, die man merkwürdigerweise hier überall im Freien überwintert*).

*) Die Bohnen werden dazu einige Augenblicke in kochendem Salzwasser abgewellt, erkaltet auf Bindfäden gezogen und an die Luft gehängt, wo sie trotz Frost und Schnee sich besser halten und auch weit mehr den Geschmack frischer Bohnen bewahren, als die eingelegten bei uns.

Einige Privathäuser von wohnlicherem Anstrich, von halb villenartigem Charakter gaben dem Ort ein wohlhabenderes Aussehen. Natürlich fehlte auch das, in allen Dörfern der französischen Schweiz stattliche Schulhaus mit seinen hohen luftigen Räumen, seinen großen, klaren Fenstern nicht. Ein einfaches Hôtel harrte nebst mehreren kleinen Pensionen mit geschlossenen Läden der Frühlingsauferstehung.

Welch' einen Ausblick hätten wir von hier oben bei klarem Himmel gehabt!

Von Sonzier aus führte ein fahrbarer, wenn auch ganz schmaler Weg über den Pont de Pierre nach Glion. Links steil ansteigende, bewaldete Berge, rechts, durch den Nebel halb verhüllt, eine Schlucht, in der wir zu unserem Entzücken die Gorge des Chauderons erkannten. Es war an und für sich schon ein Genuß, wieder einmal Bäume zu sehen statt der Riesenzahnstocher in den Weinbergen unten, und diese Bäume standen außerdem noch in vollstem Reifschmuck. Was das für Reif war! Nadeln in jeder Länge, bis zu einem halben Zoll lang, von verschiedenstem Stande, für jede Baumart andere, nach Lage, Gestalt und Stärke der Zweige und Aeste; ja um den Stamm selbst standen die Reifnadeln, so daß man unwillkürlich an jene fabelhaften Lykopodien-

wälder der Vorzeit erinnert wurde, nur daß diese Nadelbäume weiß waren statt grün. Mein Lebtag hatte ich solche Herrlichkeit nicht gesehen!

Jeanne freute sich meiner Freude, aber zu unserem Erstaunen blieb Torsten ganz unbewegt. Eine Landschaft ohne Sonne war für ihn keine Landschaft.

Auch der wunderhübsche Blick auf den Pont de Pierre, — die steinerne Brücke, die über die Baie de Montreux nach dem anderen Ufer und zu mehreren zwischen Bäumen allerliebst liegenden Häuschen hinüberführt, — berührte ihn nicht.

„Wie schön wäre das Alles im Sonnenschein gewesen," sagte er nur, „es wird kalt, ich denke, wir kehren um." Er gab dem Kutscher ein Zeichen. —

„Torsten!" fragte ich, „sahen Sie vorhin den einzelnen Baum, der über den Abgrund hinausragte? — nicht? — o wie schade! Auf dem Rückweg müssen Sie Acht geben."

Er sah nur trübe auf. —

Wir waren schon an verschiedenen starkbeladenen Hörnerschlitten vorbeigefahren. Je höher wir kamen, desto mehr trafen wir an. Dies bewegte Treiben überraschte uns. Sollte man nicht glauben, daß auch in den Bergen Alles mit der Natur ruht wie bei uns in

der Ebene? Aber nein! schon mit dem ersten Schneefall regt es sich im Gebirge. Bald hier, bald dort sieht man von den höchsten Höhen Schlitten heruntergleiten, wie von selbst; man bemerkt den Mann nicht, der sie lenkt. Holz liegt darauf oder Heu, das bis dahin in den Almenhütten aufbewahrt wurde, ganz fest in ein Viereck zusammengepreßt wie ein Kuchen. So geht es über die abschüssige Schneefläche, bis eine fahrbare Straße erreicht ist; dort werden wohl zwei oder drei Schlitten zusammengebunden und ein Pferd wird davor gespannt, das der Mann nebenhergehend leitet. An den Biegungen wirft er dem Gaul die Zügel über und giebt seinem Schlitten einen Schub in die rechte Richtung.

Wir hatten jetzt einen einzelnen Holzschlitten eingeholt, der am Pont de Pierre an uns vorübergefahren war. Er glitt vor uns her, langsam, bedächtig.

Torsten wurde ungeduldig: er sprang auf. „Langsam Schlittenfahren ist eine größere Tortur als der klapprigste Wagen, — ein Schlitten muß sausen!"

Er sprach auf den Kutscher ein, der dem Bauern zurief, sich zu beeilen. Der schrie ein paar Worte im Patois zurück, die wir nicht verstanden, ohne seine Schritte viel zu beschleunigen.

Torsten murmelte Etwas auf Schwedisch, was einer Verwünschung nicht unähnlich klang.

Jetzt ein Peitschenknall unseres Kutschers — und der Mann setzte sich in einen langsamen Trab.

„Wir kommen doch nicht an ihm vorbei — der Weg ist zu schmal.“

„Ich denke, er wird breiter weiterhin!“ sagte Jeanne.

„Unsinn! er ist die ganze Strecke gleich schmal!“ schnitt ihr Torsten das Wort ab, so gegen seine Art schroff, daß sie betreten stille schwieg.

„Aber am Café doch nicht!“ warf ich ein, in Erinnerung an die vielen Schlitten, die dort gehalten hatten, und an die Pferde an der Tränke.

„Bis dahin langsam fahren!“ schrie Torsten. Welch' erfreuliche Aussicht!“

„Sehen Sie doch, er läuft jetzt schneller, der Mann,“ beruhigte Jeanne.

„Der arme Kerl!“ sagte ich. „Er hat zu schleppen. Fahren Sie nur langsam, Kutscher, es ist noch zu weit bis zum Café!“

Aber der Mann lief immer schneller, und der Kutscher trieb immer heftiger die Pferde an. Wir begriffen es nicht, bis das Räthsel plötzlich sich löste. Der Weg senkte sich unerwartet steil. Wir sahen den Mann,

der noch eben im schärfsten Trabe seinen schweren Schlitten gezogen hatte, sich auf denselben setzen, und während seine Füße hier und da Richtung gebend den Boden berührten, sauste er mit Windeseile den Berg hinab.

„Wie das geht!“ wer doch auf der „Luge“ wäre!“ jauchzte Jeanne.

Auch Torstens Gesicht erhellte einen Moment ein vergnügtes Lächeln. Gleich darauf aber versank er wieder in dumpfes Hinbrüten.

„Hier ist die Stelle,“ rief ich. „Sehen Sie, Torsten, hier ist es. Das ist der Baum, den ich meinte. Ist das nicht schön? ist das nicht herrlich?“

Klar und scharf ragte der Laubbaum im Reifnadelkleid in die graue Luft hinein, weit über die graue Tiefe hinaus. — Unten rauschte die Baie, drüben schimmerte mattweiß die Bergwand mit den verschneiten Häuschen, die Nebelkappe saß darüber, aus der Tiefe herauf durch den leisen Nebel dämmerten dickbeschneite Tannen und zartfedrige Laubbäume. Alles weiß! Schwarz nur die Unterseite der Aeste am Baume, und das Rabenpärchen, das sich in seinen Zweigen wiegte.

„O, sie ist schön, die Natur!“ brach Jeanne mit leuchtenden Augen aus.

„Wie das trüb ist!" sagte Torsten zu gleicher Zeit. Er zog den Mantel über der Brust zusammen, als fröstelte ihn.

„Ja! aber dennoch schön! es ist eine ganz eigenthümliche Schönheit; nicht wahr, Madame?"

Ich nickte freudige Zustimmung. „Sie sehen doch so weit, Torsten, Sie sehen doch den Baum?"

„Ja!" sagte er gleichgiltig.

„Und das Rabenpärchen?" fragte Jeanne. Sie beugte sich lebhaft vor.

„Ja!" Er sah gelangweilt darauf hin.

Jeanne und ich wechselten einen Blick, sie der hellen Verzweiflung, ich des Bedauerns. Dann aber vergaßen wir Torsten über dem Anblick und saßen in stillem Genießen.

„Die Liebe überwindet Alles!" hörte ich plötzlich auf Deutsch neben mir, in so eigenem Tone, daß ich herumfuhr.

Torsten hatte halblaut gesprochen, mehr zu sich, als zu mir. Er blickte noch in dieselbe Richtung; aber sein Gesicht war verändert. Ein seltsames Licht glimmte in den sonst so matten Augen; auch sahen die Augen den Baum nicht mehr, sie schweiften darüber hinweg, als suchten sie Etwas in weiter, weiter Ferne.

Jeanne hatte die halblauten Worte ebenfalls gehört und mit dem rapiden Verständniß der Französin ihren Sinn erfaßt. Wie ein Sonnenstrahl, der in ein finsteres Thal fällt, so wirkten sie auf das Mädchen. Ihre ganze Seele trat in ihre Augen, warmes Roth übergoß die Wangen, ihr Mund zuckte sehnsüchtig. „Ja, die Liebe, die Liebe überwindet Alles," besagte jeder Zug ihres glühenden Gesichtchens. Hätte Torsten sie nur angesehen! Sie war unsagbar reizend in diesem Augenblick völligen Sichselbstvergessens.

Aber er sah sich nicht um, — seine weit geöffneten Augen schienen noch die Ferne durchdringen zu wollen, fragend, forschend.

Wo war er? Wo weilten seine Gedanken?

Jeannes Blicke ließen nicht von ihm, es war, als wollte sie in seiner Seele lesen. — Sie sah erst das Licht in seinen Augen langsam ersterben, dann verdüsterte sich allmählich seine Stirne; mit einem Seufzer sank er wieder in sich zusammen. Da war auch für Jeanne wieder die Sonne erloschen. Noch einen schmerzlichen Blick warf sie auf ihn, dann wandte sie sich ab.

Die Nebel verdichteten sich und senkten sich tiefer. Es wurde feuchtkalt. Wir hüllten uns fröstelnd in

unsere Decken. Nach ein paar vergeblichen Versuchen gab ich jede Unterhaltung auf. Torsten war gänzlich in grüblerisches Schweigen versunken. Jeanne starrte seitwärts zum Wagen hinaus. Ihr Gesicht trug einen enttäuschten, hoffnungslosen Ausdruck, der mir in's Herz schnitt.

## XIV.

Rothgelbe Anschlagzettel verkündeten in ganz Montreux eine Theatervorstellung für den 20. Januar. Endlich wieder eine Oase in der Wüste der gesellschaftlichen Unterhaltungen.

Auch galt der bevorstehende Genuß als besonders grüne Oase; merkwürdiger Weise! Denn es war eine Dilettantenvorstellung. Der akademisch litterarische Verein der Lausanner Studenten wollte nun Montreux beglücken, nachdem er bereits in Lausanne und Vevey mit großem Erfolg gespielt hatte. Soviel für Fama!

Jeanne brachte aus ihren Stunden immer mehr interessante Details mit, und der schnell entflammte Torsten besorgte natürlich Billets. Zu seiner großen Verwunderung erlangte er nur noch Plätze dicht am Orchester und nicht einmal alle in einer Reihe. Das Haus war schon vier Tage vorher ausverkauft. Dieser

erstaunliche Andrang erklärte sich daraus, daß die „Eingeborenen“ von Montreux und Umgegend, die den herkommenden Theatertruppen nur wenig Beachtung schenken, zu dieser Vorstellung vom Bürger hinauf bis zu den höchsten Spitzen in voller Anzahl sich einfanden. Hatte doch jeder einen Sohn, Neffen, Vetter und Freund unter den Schauspielern.

Jeanne war die Woche hindurch ausnehmend geschäftig gewesen. Man erschien nämlich zu dieser Aufführung in großer Toilette. Es galt daher, das Crèmekleid, das mit kostbaren alten Spitzen besetzt war, — sie stammten noch aus den guten Tagen der Familie, — reinigen zu lassen und in aller Eile umzugarniren. So war es doch zu unmodern. — Keine leichte Aufgabe bei den vielen Stunden, nicht wahr, kleine Jeanne? — aber die Mutter half, und ich half; — es wurde Alles noch fertig.

Torsten hatte für Blumen gesorgt, — gelbe Rosen für Jeanne, Veilchen und Reseda für mich.

Das Kind sah bezaubernd aus; das mattgelbe Kaschmirkleid stand ihr köstlich zu dem dunklen Haar und den herrlichen Farben. Sie senkte in schämiger Freude den Kopf, als wir Alle sie bewundernd betrachteten.

Aber natürlich war sie wie immer zu spät fertig geworden. Der Weg bis zum Cursaal war weit, und die elektrische Bahn, wie immer, wenn man es eilig hatte, nicht zu bekommen.

Die Musik spielte bereits, als wir eintraten. — Nun hasse ich das Zuspätkommen, und wir hatten überdies, um unsere Sitze zu erreichen, den Saal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, in seiner ganzen Länge zu durchschreiten und in zwei verschiedenen Reihen Aufstand zu verursachen. Trotzdem konnte ich eine gewisse Befriedigung über die Bewunderung, die unser Liebling auf dem ganzen Wege erregte, nicht unterdrücken. Jeanne selber hatte nicht im Geringsten das Gefühl des Spießruthenlaufens. Gehörte sie doch zu jenen glücklichen Menschen, die das Bewußtsein ihrer Schönheit rettet.

Da mich die unmittelbare Nähe der großen Trommel entsetzte, nahmen die jungen Leute auf meinen Wunsch die beiden Plätze vor mir ein; wir saßen kaum, als sich schon nach den bekannten drei dröhnenden Stößen der Vorhang hob.

Warum die französischen Schweizer nur nicht „klingeln" können?

Ich habe seither in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen dieses Stampfen, das auch bei ihnen als

Zeichen zum Heben des Vorhangs Sitte ist, für feierlich*) halten. Uns weniger civilisirten Deutschen scheint es freilich eine äußerst barbarische Unsitte.

Als erstes Stück kam Molières „Arzt wider Willen“ zur Aufführung. Es erwies sich als eine Komödie, die, in der Art wenigstens, wie sie hier gegeben wurde, so grob possenhaft ist, daß sie kaum mehr in unsere Zeit hineinpaßt. — Wir suchten auf dem geschmackvoll gezeichneten und natürlich auf „altem“ Papier gedruckten Programm vergebens die Namen der Darsteller. Darüber schwieg des Sängers Höflichkeit. Aber die Studenten, die für uns Fremde waren, waren es für die „Eingeborenen“ keineswegs. Das bewies zur Genüge das herzhafte Klatschen, wenn der eine oder andere Schauspieler auf der Bühne erschien. Auch lagen schon jetzt auf der Rampe einer der Logen links Lorbeerkränze mit den Schleifen der Verbindungen, denen die Darsteller angehörten, — in jener Welt, die nicht die der Bretter war. — Es war sehr schön, wirklich! besonders die Darstellung der Frauenrollen! — Zum Glück hatten wir's mit einer „Stummen“ und einer derben Xantippe zu

*) „Les trois coups solennels.“ Siehe Max Orell: John Bull et son île.

thun. Da ließ sich die Sache noch allenfalls an. Nur sperrte die Stumme zum Zeichen, daß sie nicht reden könne, einen so ungeheuren Mund über unförmigem Halse auf und bewegte sich dermaßen schwerfällig in der Rolle — und Schleppe! — einer Salondame, daß man den jungen Edelmann nicht begriff, der sich um solcher Schönheit willen, zum fingirten Gehilfen eines fingirten possenreißenden Arztes machte.

Was für eine Geschmacklosigkeit, dem Publicum in einer öffentlichen Vorstellung dergleichen zu bieten. Natürlich ist es immer der Mangel an gut gepflegten öffentlichen Bühnen in einem Lande, der solche Auswüchse zeitigt, und diesen Mangel hat man dem Puritanismus auf die Rechnung zu schreiben.

Aber man muß dann wirklich schon die ganze Unverwöhntheit der französischen Schweizer besitzen, um so Etwas schön zu finden. Die hohen und höchsten Offiziere des Landes mit ihren Familien und die Spitzen der Stadt und Umgegend waren allem Anscheine nach ganz befriedigt. Und Jeanne! nun Jeanne genoß ohne Reflexion. Sie war völlig von der Bühne in Anspruch genommen.

Herr von Moerner dagegen fand seine Nachbarin weit interessanter als die Aufführung, um die er sich nicht im Geringsten kümmerte. Das beständige Spiel

ihrer belebten Züge, dieses Antlitz, das jeden Eindruck wiederspiegelte, riß ihn hin. So oft Jeanne aufsah, begegnete sie seinem Blick, der in Bewunderung und herzlichster Freude auf ihr ruhte. Was fehlte ihr also mehr zu ihrer Seligkeit? — Er widmete sich ihr heute so ganz und gar; sie hatte ihn gleichsam noch nie so für sich allein gehabt. Er war der zartesten Aufmerksamkeiten voll, mit Bewegungen und Blicken, die jedes Wort, jede Handlung zu einer Liebkosung machten; dazu seine übersprudelnde Laune, seine ansteckende, lebhafte Heiterkeit. Das Kind war ganz, vollkommen glücklich. Aber es schien, als ob die Größe des Glückes ihr beinahe den Athem benahm und das Blut nach dem Herzen zurückdrängte. Sie, der sonst das Gesicht leicht glühte, war trotz der großen Hitze im Saal bleich; von einer klaren, leuchtenden Blässe, — man fühlte das warme Leben dahinter pulsiren, fast zu gewaltsam, — und die Augen waren groß und geheimnißvoll dunkel. Nie hatte ich sie schöner gesehen.

Wie herzlich sie lachte über die thränenreiche Veronique in dem „Trésor“ von Coppée, einem Einacter in Versen, der an Sentimentalität, Unmöglichkeit und mangelndem dramatischen Leben Nichts zu wünschen übrig läßt. Wie sie lachte über den Wachsperlen-Schatz,

von dem eine Perle nach der anderen dem achtlosen Helden zu Boden fiel; und über den alten Abbé, der am Tische rechts zusammenzubrechen hatte und darüber den Stuhl umriß, daß er mit Stuhl und Tisch fast zu Boden gestürzt wäre; und dann über Vatel, den Koch der Köche, mit dem Degen an der Seite und seiner Schaar von Unterköchen, über die er wie ein General gebot. Diese lustige, kleine Komödie von Scribe*) bildete unstreitig den Glanzpunkt des Abends. Unendlich komisch wirkten die Kneifer der Herren Studenten zu ihrem Küchencostüm und dem Kochlöffel an ihrer Seite. — Hier war denn auch etwas Leben in die Veronique von vorher gekommen. Sie gab ein Küchenaschenbrödel, das den großen Sohn des großen Vaters zu lieben wagt, gegen den Willen des Vaters, aber mit dem des Sohnes. — Wirklich! für einen Studenten spielte die kleine Person charmant, und man zweifelte keinen Augenblick an der Echtheit und dem berechtigten Entzücken Aller über den Wohlgeschmack ihres Pudding „à la chipolitä", — zu dem der große Vatel allein das Geheimniß zu besitzen glaubte, — trotzdem dieses Wunder der Kochkunst in Folge eines Bühnenversehens aus einem ganz andern

*) Vatel.

Topfe servirt wurde, als dem, in dem es gekocht worden war.

Als wir den Saal verließen, geschah es in heiterster Stimmung. Aber es dauerte lange, ehe wir zu unserer Garderobe kamen. Jeanne hatte sich aus dem Gedränge im Vestibül auf die Stufen der Treppe geflüchtet. Neben all den dunkeln Ueberziehern und Kapotten fiel die zart-weiße Gestalt allgemein auf. Ein bewunderndes Murmeln wurde hörbar; man ging vor der Treppe auf und ab; es versammelte sich um sie, wie ein Hofstaat. Viel zu kurzsichtig, um Etwas deutlich sehen zu können, war sie sich doch ihrer Schönheit zu sehr bewußt, als daß nicht eine Ahnung der Sachlage der ihr dargebrachten spontanen Huldigung in der stolzen Haltung des Köpfchens, in dem halb befangenen, halb geschmeichelten Ausdruck ihres Gesichtes bemerkbar gewesen wäre.

Jetzt kam Torsten mit unsern Mänteln und Tüchern. Auch ihm fiel das Hinreißende in der Erscheinung des Mädchens auf; er stand einen Augenblick wie gebannt, — und dann, — mit dem ganzen Stolz des Mannes, der sich einer allgemein bewunderten Schönheit nahe weiß, half er ihr in ihre Sachen hinein. Mit fast übertriebener Beflissenheit legte er ihr den Pelzmantel um die Schultern, mit fast übertriebener Vertraulichkeit

befestigte er ihren weißen Baschlik, indem er angelegentlich mit ihr sprach, sein bestrickendstes Lächeln auf den Lippen. Darauf erst bot er mir seine Hilfe an.

Wollte Jeannes Capuchon nicht halten, oder war dies eine kleine Koketterie ihrerseits? — Ich wurde mir nicht ganz klar darüber. Sie nestelte noch immer daran herum, und ihre feine weiße Hand hielt den goldumsäumten Baschlik unter dem Kinne zusammen, der ihr doch plötzlich halb und halb vom Kopfe heruntergleitt und die dunklen Locken sichtbar werden ließ. Ich machte eine unwillkürliche Bewegung der Bewunderung, und Torsten wandte sich um. Er stand wieder einen Augenblick ganz still, beugte sich dann in seiner lebhaften Weise zu mir herunter, und, indem ihm die innere Bewegung warm zu Gesicht stieg, fragte er: „Ist sie nicht reizend, unsre Kleine von Beauregard?"

Jeannes feines Ohr hatte die Worte aufgefangen. Ihr eben noch so blasses Gesichtchen übergoß sich mit glühender Röthe. Die Wimpern sanken langsam über die strahlenden Augen, um den Mund spielte ein glückliches Lächeln.

## XV.

„Gare! Gare!"

Wer ist im Winter in Montreux gewesen und hat den Ruf nicht gehört? — Solange Schnee liegt, — wer hat etwas Andres gehört als: „Gare! Gare!?" —

„Gare! Gare!" erschallte es vom frühen Morgen bis späten Abend — „Gare! „Gare!" ertönte es noch bis in unsere Träume hinein. Denn es wurde gelü„g"t! Das heißt geschlittert auf den kleinen Handschlitten, die hier zu Lande „Luges" heißen.

„Das Lü„g"en (ein von den dortigen Deutschen gebildetes Wort), das ist der echte und rechte Wintersport im Waadtland, ein Sport, der übrigens sicher einheimisch ist, wo immer es Berge und Schnee giebt.

Vom kleinsten Dorf- und Stadtbuben hinauf bis zum ältesten Manne — Mädchen, Frauen, Alles lü„g"t! Die Montagnards, Männer und Frauen, kommen auf

„Lü„g"es von den Bergen herab, mit dem Korb auf dem Rücken oder der Tasche am Arm zum Einkauf. Die Fremden, unter denen sich besonders die Engländer durch Ausdauer und ungenirte Stellungen auszeichnen, wetteifern mit den Eingeborenen; und jeder steile Weg, jeder Abhang, soweit er sich dazu eignet, ist tagtäglich von unzähligen Lü„g"es übersät.

Wir auf der Avenue Belmont hatten vollauf Gelegenheit, diesen urwüchsigen Sport aus nächster Nähe zu beobachten, denn der Weg nach „Les Avants" war besonders beliebt. Die ausdauerndsten Lü„g"er stiegen wohl bis dort hinauf; weniger kräftige erwählten Charnex oder Sonzier als das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderung, den Schlitten am Strick hinter sich, um dann mit einem Göttergefühl ohne Gleichen in's Thal hinunterzusausen.

Man schoß Purzelbäume, — Männlein und Weiblein rollten übereinander im Schnee. Hier stießen zwei Lü„g"es zusammen, dort sprang eine dritte, die sich an einem Stein des Anstoßes ihres Besitzers entledigt hatte, in tollem Bogen über die vor ihr, noch besetzte, hinweg, um einem seitwärts stehenden Zuschauer an die Brust zu fahren.

Heut brach Einer ein Bein, morgen verstauchte sich ein Anderer den Arm, stieß mit dem Kopf gegen einen

Holzstoß oder eine Mauer, — der zerrissenen Kleider gar nicht zu gedenken.

Was that's?

Wer halbwegs wieder aufkonnte, zog von Neuem seine Lü„g"e den Berg hinauf und schoß wieder hinunter, ad infinitum, Morgens, Abends, bis tief in die hellen Mondscheinnächte hinein.

Jeanne und Torsten zählten natürlich zu den eifrigsten Lü„g"ern; waren doch Beide Kinder der Berge und mit der Führung des Schlittens vertraut. Und wenn auch leider der Sonntage nicht viele waren, so blieb wenigstens doch der Nebel weg; es gab Frost, anregende Kälte.

Die gesunde Bewegung, die frische Luft thaten Wunder an Torsten, körperlich und geistig. Er nahm zu, seine bleiche Gesichtsfarbe verlor sich, sein Gang wurde elastisch, seine gute Laune erlitt keine Einbuße mehr. Was unsere kleine Jeanne betraf, so blühte sie wie eine rothe Rose. Aber es war auch erstaunlich, wie viel freie Zeit zum Lü„g"en sich selbst an den beschäftigtsten Tagen fand. „Wenn man nur will," sagte Torsten. Und man wollte immer. — Das waren glückliche Stunden.

Und doch kam mir Jeanne manchmal merkwürdig

verstimmt vor, wenn die Kinder sich wieder zu Hause einstellten. Sie maß öfters Torsten von der Seite mit so seltsamen forschenden Blicken. Und was war das für ein Schatten auf ihrem Gesicht, der sich zu vertiefen schien, je mehr seine Lustigkeit stieg? Gab es in ihrem Freudenbecher einen Tropfen Wermuth, von dem wir Nichts ahnten und der ihr auf Momente das Vergnügen des Tages wie das des Abends verdarb?

Wir lasen jetzt Abends Molières Misanthrop zusammen, den wir im Theater von der, über Liebhabervorstellungen sehr mit Unrecht vernachlässigten, Scheelerschen Truppe gesehen hatten. Die meisterhaften Verse entzückten uns beim Lesen noch mehr, wie wir auch die unendlichen Feinheiten des Stückes erst jetzt recht würdigten. Von der Bühne herab war uns Ausländern doch gar Vieles entgangen. Als Madame Carabin bemerkte, daß wir Molière so viel Geschmack abgewannen, schlug sie regelmäßige Leseabende vor und versprach, uns mit noch manch anderen Meisterwerken auf dem Gebiet der Komödie bekannt zu machen. Wir gingen freudig darauf ein und lernten so eine Anzahl jener feinen Lustspiele älteren und neueren Datums kennen, an denen die französische Litteratur so reich ist. Jeanne kam mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit unserm etwa mangelnden

Verständniß zu Hilfe und warf ihre ganze kleine enthusiastische Seele in die Lectüre hinein.

An andern Abenden wurde wieder musicirt; d. h. Torsten spielte und sang, und wir hörten zu —, wenn nicht etwa Albert, der zweite Sohn, anwesend war, der ihn auf der Violine begleitete. Jeanne war bei der Musik nicht mehr in dem Maße dabei, wie früher, oder richtiger, es kam während seines Gesanges eine offenbare Unruhe über sie, die ihr den Genuß wesentlich beeinträchtigen mußte. Ich sage Unruhe, ich könnte aber fast Gereiztheit sagen. — Torsten hatte uns einmal mehrere schwedische Lieder hintereinander zum Besten gegeben, und wir dankten ihm warm für den Genuß.

„Wissen Sie gar nichts Französisches?“ unterbrach uns Jeanne übelgelaunt. „Es ist langweilig, wenn man nie was versteht! Oder wenigstens Etwas auf Deutsch oder Italienisch —“

„Verstehen Sie *Italienisch besser*?“ fragte Torsten mit ruhigem Nachdruck.

Sie wurde roth: „Deutsch doch!“

Da ging er, ohne ein Wort zu sagen, an das Piano und sang ein deutsches Lied, darauf ein französisches. Das Mädchen strahlte, als er geendet hatte, und gab ihrer Dankbarkeit auf anmuthigste Weise Ausdruck;

Herr von Moerner, viel zu groß angelegt, um irgend Etwas nachzutragen, lächelte schon wieder vergnügt. Solch' kleine Scharmützel störten das Einvernehmen der „Kinder“ nicht im Mindesten, sondern erhöhten im Gegentheil den Wärmegrad ihrer Beziehungen zu einander, wenn einen Augenblick darauf wieder Alles in Ordnung war. — Nur schien Jeanne wirklich vorzuziehen, daß Torsten nicht mehr so viel musicirte. Sie machte immer so bald unter irgend einem Vorwand dem Singen ein Ende, brachte das Buch herbei, das wir gerade lasen, oder wußte ihn auf geschickte Art zum Erzählen anzuregen. Er sprach dann lebhaft und interessant in der alten Art, ohne aber wie früher bei ganz unerwarteten Gelegenheiten in trübes Brüten zu verfallen. Wenn Jemand das that, so war es vielmehr unsere kleine Jeanne jetzt. Und wenn Madame Carabin die Wandlung rühmte, die mit dem jungen Menschen vorgegangen war, so schwieg sie, und wenn Madame sich seiner Gesundheit freute, so trat ein sonderbar ängstlicher Ausdruck in ihre Augen.

Heut kam sie zu mir auf das Zimmer, wie oft nach dem Mittagessen. Ich war gerade damit beschäftigt, aus meinem Reisekorb eine passende Häkelnadel zu einer neu anzufangenden Handarbeit herauszusuchen.

Jeanne setzte sich auf die Armlehne meines Sorgenstuhls am Tisch, und wir plauderten.

„Il parle tant de la Suède maintenant,“ sagte sie ziemlich unvermittelt in einer Gesprächspause.

„Ja, nicht wahr? Es ist außerordentlich interessant! — Nun, wo wollen Sie denn hin, Kind?“ unterbrach ich mich erstaunt in der Vergleichung zweier Stärken und drehte mich so hastig herum, daß die Haken sammt Etui fast zu Boden gefallen wären.

Jeanne war bereits in der Thür, ich hatte eben noch Zeit, einen Blick in ihr schon wieder sorgenvoll zusammengezogenes Gesichtchen zu werfen. Was sie nur haben mochte.

Nur die Ausflüge in die Umgegend von Montreux, die Torsten jetzt regelmäßig an dem schul- und stundenfreien Donnerstag veranstaltete, fanden in ihr noch das alte unbekümmert glückliche Kind, und es gewährte ihr Stolz und Freude zugleich, uns mit den Sehenswürdigkeiten ihrer Heimat bekannt zu machen.

Wir besuchten aus Pietät Schloß Chillon zuerst. Es wirkt sehr malerisch in der Landschaft, besonders wenn man es von Villeneuve aus zu Gesicht bekommt; das ist aber auch das Beste daran. Das Schloß an und für sich bietet nicht viel von Interesse. — Wir waren bei der

Besichtigung der Räumlichkeiten, von denen einige zu Sitzungen der Stände noch benutzt werden, recht zerstreut. Die Erzählung der Grausamkeiten langweilte uns, die Fußspuren Bonivard's fanden uns skeptisch, die Marterinstrumente widerten uns an. Auch haben die unterirdischen Gefängnisse viel von ihrem Schauer eingebüßt, seit — elektrisches Licht in ihnen brennt. Der arme Bonivard lebte freilich in einem weniger erleuchteten Jahrhundert. Eindruck machten uns einzig und allein die „oubliettes“, ein abgrundtiefer, abgrunddunkler Brunnen, zu dem der Gefangene „willig“ hinunterstieg, weil man ihm vorspiegelte, er würde da unten die Freiheit finden, um erst auf haarscharfe Messer und dann in's Wasser zu stürzen, wo er, es ist kein Zweifel, Befreiung fand für immer!

Die riesige freundliche Küche mit Ueberbleibseln alten Hausrathes waren uns interessanter, schon wegen des gewaltigen Kamins, in dem man sicherlich mehrere Ochsen ganz hätte braten können, — und wegen des angenehm in die Nase steigenden Schinkengeruches, der sie erfüllte.

Noch? Nach so beträchtlicher Zeit des Unbenütztseins? Die Herzöge von Savoyen waren ja lange todt und vergessen! Das Wunder klärte sich auf, als wir, dem köstlichen Nasenkitzel folgend, in den Kamin traten.

Eine Reihe der schönsten Schinken hingen da! — Aber aus der Zeit der Herzöge von Savoyen stammten sie nicht, sie waren weit neueren Datums. Denn geräucherte Schinken des Schlosses Chillon sind, wie wir erfuhren, eine im Handel bekannte Specialität und haben einen weiten Markt, selbst bis nach Paris hin. Leider werden „Proben" den Besuchern nicht verabfolgt, obgleich wir Drei einstimmig der Meinung waren, daß eigentlich schon im Interesse des Geschäfts ein Schinken immer angeschnitten sein müßte.

Vom landschaftlichen Standpunkt aus eine der schönsten Fahrten war die nach Schloß Hauteville. Es ist herrlich gelegen, mit der Aussicht auf ein ganz anderes Gebirgspanorama, und man fährt von dort aus einen eigenartig schönen Weg durch eine Platanenallee, der im Sommer geradezu entzücken soll. Aber auch in der sonnendurchleuchteten Poesie des Winters wird er mir unvergeßlich bleiben. — Unter den vielen Dörfern, die wir passirten, hat eines eine gewisse Berühmtheit erlangt durch den Maler Beguin, der, ein Kind des Ortes, lange Jahre dort gewohnt hat, und von dessen Hand sich eine Menge genialer Zeichnungen an Häusern und Hütten finden. Es wohnen noch mehrere Zweige derselben Familie dort, und geht man durch's Dorf, so ge-

schieht es Einem leicht, daß hie und da ein Kind, wenn man es nach den Bildern fragt, bereit ist, die Skizzen des „Onkel Beguin“ zu zeigen. Ein Engel auf einer Scheunenthür, eine lustige Zechgesellschaft, um ein Faß gruppirt, die den Giebel eines Hauses schmückt, und flotte Pferdestudien an weißen Mauern sind mir noch in der Erinnerung.

Auch nach „Les Avants“ kamen wir endlich und hatten die Freude, die Berge im Schneeschmuck und hellsten Sonnenschein zu sehen. Es lag außerordentlich viel Schnee; selbst die Dent de Jaman war ganz weiß. Die Tannenbäume sehen wie überzuckert aus, die sonst kahlen Laubbäume hatten ein wunderbar schönes Federkleid an. In den „Sunboxes“ des Hotels — es sind dies nach der Sonnenseite offene Holzhütten — lagen oder saßen die Kurgäste mit Sommerhüten und Sonnenschirmen bewaffnet, bei 5 Grad Kälte und von Schnee umgeben, lasen, schrieben oder plauderten. Als wir dem Wirthe unsere Verwunderung darüber aussprachen, brachte er uns eine von einem Gast dort aufgenommene Photographie: Vier Herren, die an einem Tisch mitten im Schnee Karten spielten — in Hemdsärmeln! — Auf dem Teich vor dem Hause wurde Schlittschuh gelaufen; den Abhang hinter dem Hotel lü„g“te man herab; „Gare!

Gare!“ tönte es vertraut zu uns herüber. Torsten und ich bekamen nicht wenig Lust, in diesem abgeschlossenen sonnigen Hochthal hoch über dem Nebel der Ebene einige Tage in vollster Einsamkeit und Weltentrücktheit zuzubringen. Aber mich störte der Kostenpunkt und Torsten die Engländer, die hier oben den Ton angeben, — und dann, ein Blick in Jeannes leuchtende Augen, — und die Wahl wurde uns nicht schwer.

„Mutter!“ sagte die Kleine bei der Rückkehr, „ich bringe Dir einen Deserteur. Er hat oben bleiben wollen in Les Avants. Die schönen Engländerinnen haben's ihm angethan.“

„Das hätte er nur thun sollen, mein Kind! Er würde dort oben mehr Abwechslung finden, als wir ihm zu bieten im Stande sind.“

Torsten protestirte auf's Lebhafteste. Er vermisse Nichts. Wo könnte ihm wohler sein? Ihn verlangte nach keiner anderen Abwechslung, nach nichts mehr und nichts Besserem, so lange er hier war, als der Gesellschaft der lieben Mutter, der kleinen Schwester und Madame Ehlert —

So lange er hier war! Jeanne war zusammengezuckt. Sie forschte unruhig in seinen Mienen.

Wie wir die Treppe nach unsern Zimmern hinauf-

stiegen, um unsre, Sachen abzulegen, faßte sie krampfhaft meine Hand. „Er denkt schon an's Fortgehen!"

„Torsten? welcher Unsinn! - Es fällt ihm nicht ein. Was sind das für Hirngespinnste!"

Ein Hoffnungsschimmer überflog einen Augenblick ihre Züge, dann wurden sie gleich wieder traurig.

„Depuis qu'il luge, il pense à la Suède."

Depuis qu'il luge! — Da wäre ja dann des Räthsels Lösung. Von der Zeit schrieb sich ihre Verstimmung her. Laut sagte ich: „Ewig hierbleiben wird er natürlich nicht, Kind. Das wissen Sie doch, daß er nur für den Winter gekommen ist, um sich zu kräftigen. Wir Alle gehen einmal fort, ich auch! Aber Kopf in die Höhe! noch ist's nicht so weit, Jeanne! wir haben noch lang hin bis zum Mai."

Meine Worte schienen sie aufzuheitern. Sie küßte mich dankbar. —

Auch kam sie nie wieder auf diesen Punkt zurück. Aber sie fuhr fort, besorgt auf all seine Reden zu achten, und sie verfolgte ihn unablässig mit ängstlicher Unruhe im Blick, — wie eine Mutter ihr Junges, das flügge werden will.

## XVI.

Der Februar brachte uns schon eine Art Vorfrühling. Primeln, Crocus, Schneeglöckchen blühten an den Bergabhängen. Täglich kehrten wir mit reichlicher Ausbeute heim. — Wenn man sie mit den Wurzeln ausgräbt und mit feuchtem Moos umgiebt, so halten sich diese ersten Frühlingsblumen wochenlang im Zimmer, auch wenn frischfallender Schnee die minder glücklichen Geschwister draußen von Neuem begräbt.

Nur ist dieses Blumenausstechen eine böse Praxis, zumal wo, wie hier, der Blumenraub massenhaft ausgeführt wird, weil man damit dem Bauer die Wiesen zertritt und die Grasnarbe zerreißt. Aber wie das so geht, — ein Jeder hält es für unrecht, und ein Jeder thut's.

Die sonnig warmen Tage wurden fleißig zu Spaziergängen benutzt. Jeanne konnte sich wirklich beruhigen;

Herr von Moerner war noch mit Leib und Seele bei uns. Regten sich Heimatsgedanken in ihm, so war das die natürliche Folge seiner wiedererwachenden Lebenskraft. Er war einfach wohler, das war sein ganzes Verbrechen. Er lebte völlig der Gegenwart, nur darauf bedacht, sie auszunützen.

Besonderes Vergnügen gewährte es ihm, Jeanne zu begleiten, wenn sie im Freien skizzirte, was die warme Witterung ab und zu schon gestattete. Wir ließen uns dann plaudernd an ihrer Seite nieder. Aus den leichten Plaudereien wurden oftmals ernste Gespräche, die immer wieder Gelegenheit boten, uns an des Mädchens sinnig nachdenklichen Bemerkungen zu freuen.

Vor uns, — es war um die Mittagsstunde, — saß ein junges unschönes Bauernweib auf der Bank mit einem Kind auf dem Arm. Sie hatte einen Korb neben sich stehen. Wir waren ihr am Morgen begegnet, ohne daß sie uns irgend welches Interesse eingeflößt hatte. Ebenso gleichgiltig streiften unsere Blicke sie jetzt von unserm etwas erhöhten Platz. — Plötzlich leuchteten die Züge des Weibes auf; von der andern Seite schritt ein Arbeiter auf die Gruppe zu. Das Kind streckte ihm beide Aermchen entgegen. Der junge Vater, — eine auffallend gute Erscheinung — hob mit einem Jubelschrei

den Knaben zu sich auf, küßte ihn, spielte mit ihm und ließ ihn die ganze Zeit nicht mehr von dem Schooß, während er das Essen verzehrte, das die Frau ihm gebracht. Das Weib selber, das vorher so wenig anziehend gewesen, strahlte jetzt vor Glück.

„Es ist eine schöne Sache, das Leben," sagte Jeanne sinnend. „Ueberall Menschen; man kennt sie nicht, man geht an ihnen vorüber; und jeder hat doch sein eigenes Leben, sein Theil Glück, seine Freude."

„Ja!" erwiderte ich. „Das ist aber eigentlich das Traurige daran. Jeder hat sein Leben, sein Glück, seine Freude für sich, nur für sich. Keiner lebt mit dem Andern ganz. Eine weite Kluft trennt selbst die Seelen derer, die sich am nächsten stehen, die sich am meisten lieben. Es giebt nicht eigentlich eine Brücke von Mensch zu Menschen!"

„Wie sehr haben Sie Recht, Madame Ehlert!" sprach Torsten. „Und sein Glück kann man zur Noth Andern noch einigermaßen mittheilen, seine Leiden niemals. Es ist der Mensch im Schmerz allein." —

Jeanne sah uns mit großen Augen wundernd an. Das Kind hatte in seinem jungen Leben derlei Erfahrungen noch nicht gemacht.

## XVII.

„Il n'a pas de soufle!“ sagen die Franzosen mit glücklichem Ausdruck von einem Dichter, — es war von Coppée die Rede, — den sein Talent nicht weit aufwärts trägt, der sich mit kleinen Zielen und kleinen Erfolgen begnügt, weil die Höhen für in unerreichbar sind.

Wie dem Dichter Coppée, so ging es jetzt mir, nur im buchstäblichsten Sinne des Wortes, da wir Drei endlich gemeinsam nach vielen vereitelten Vornahmen die Gorge de Chauderons aufgesucht hatten. Das junge Volk war mir bald weit voraus. Aber das kletterte auch wie die Ziegen!

Schön ist es hier überall! So hoch ich komm', sagte ich mir, komme ich. Also den herrlichen Naturgenuß auskosten, langsam, bedächtig. Zugleich ließ ich meinen Blick rechts und links schweifen, blieb stehen, sah zurück und ergötzte mein Auge an dem ersten Frühlings-

grün der Bäume, dem saftigen Moosteppich, an der kühlen Abgeschiedenheit der engen Schlucht. Hier starrer Felsgrat, überhängendes Gestein, dort sanft ansteigende, sich bereits hellende Wiesen und immer der schmale, steile Pfad, bald näher, bald ferner weißschäumenden, silberklaren Wassern.

Und in das Rauschen, Plätschern und Gurgeln des Wildbaches klang Vogelgezwitscher, tönten von oben her die fröhlichen Stimmen der Kinder und ihr jubelndes Jauchzen.

Die Natur, die ich anfangs mit vollem Bewußtsein in mir aufgenommen hatte, verschwamm allmählich mit mir selbst. Gedankenregungen, die keine Gedanken wurden, kamen und gingen und ließen nur das sanft umschmeichelnde Gefühl zurück, daß sie, aus meiner Umgebung geboren, mit derselben in vollstem Einklang standen. Wie die Stimmen der Kinder allmählich verhallten, überkam es mich traumhaft. Versonnen, versunken schritt ich vorwärts.

Plötzlich bei einer der mannigfachen Biegungen des Weges hatte ich Jeanne und Torsten, die ich weit vorauswähnte, fast unmittelbar vor mir. Es geschieht einem Schlafenden dann und wann, daß er im Augenblick des Erwachens sich doch sofort mit vollster Klarheit

Rechenschaft abzulegen vermag von dem, was er vor sich sieht. So fuhr ich jetzt zum Bewußtsein auf, denn in der Haltung der Beiden lag Etwas, was mich wach machte, ganz wach.

Sie standen auf einem Vorsprung am Wasserfall, ein klein wenig tiefer als der schmale Steig, unbeweglich. Jeanne hatte den rechten Arm auf die eiserne Rampe gestützt, die Linke umfaßte achtlos einen Strauß Frühlingsblumen. Den Körper etwas vornübergebeugt, als ob sie eben noch in das Tosen hinabgeblickt hätte, hielt sie jetzt den Kopf seitwärts emporgehoben, wie wenn bei plötzlichem Aufschauen Etwas in Torstens Augen sie gebannt hätte. Ich sah ihr Gesicht nicht, wohl aber das Torstens. Mit selbstvergessenem Ausdruck schaute er auf sie nieder, er beugte sich herab zu ihr — tiefer und tiefer —

Ich wollte umkehren und die Kinder allein lassen, — aber indem ich das noch dachte, hatte ich schon einen Schritt vorwärts gemacht. Bis zur heutigen Stunde vermag ich es nicht, den Gedankengang zu analysiren, der mich bewog, die Beiden zu trennen.

So dunkel der Impuls war, so mächtig war er. Ich schritt vorwärts, so geräuschvoll wie möglich, stieß mit dem Sonnenschirme auf die Kieselsteine des Weges

und schlug mit der Eisenspitze des Stockes auf das metallne Geländer.

Der helle Klang drang durch das Rauschen des Falles. Torsten fuhr aufgeschreckt herum, sah mir verwirrt einen Augenblick in's Gesicht und sprang dann mit gewaltigen Sätzen seiner langen Beine den Weg hinan. — Fassungslos starrte Jeanne ihm nach. Sie stand einige Secunden lang wie betäubt, — und dann —

Ich habe immer gesagt, daß Jeanne kein Engel war, sondern eine kleine heißblütige Französin, von lebhaftem Temperament, — ich wiederhole das hier ausdrücklich, — und dann drehte sie sich mir mit sprühenden Augen zu und überschüttete mich mit Vorwürfen.

War sie etwa noch ein Kind, das überwacht werden mußte? das man keinen Moment, keinen einzigen Moment, — hier stampfte sie mit dem Fuße auf — allein lassen konnte? Sie bedurfte keiner Aufpasserin mehr, nicht sie! — sie könne sich selber hüten. Was brauchte ich unaufgefordert die Duenna zu spielen?

Ihre Worte überstürzten sich, ihre Augen funkelten. Armes Kind! ich ließ sie eine Weile sich ausreden, es war hart genug für sie. Dann fragte ich sie, so ruhig, als es mir möglich war, weil mich ihr ungezogenes Wesen doch ein wenig reizte, ob sie nur dazu in mich

gedrungen hätten, sie zu begleiten, trotz meiner Kopfschmerzen, um mich den ganzen Weg über allein gehen zu lassen. — Jeanne schwieg augenblicklich. Heiße Röthe der Beschämung stieg ihr in's Gesicht, und so schnell, als ihr ungehöriges Benehmen ihr klar wurde, schlang sie auch schon in stürmischer Abbitte die Arme um meinen Hals und küßte und schmeichelte so lange, bis ihr eigenes Schuldbewußtsein, — denn ich war ihr ja nicht im Ernst böse, — die Ueberzeugung zuließ, daß ihr verziehen worden war.

Torsten erwartete uns an einer Bank weiter oben. Er konnte im ersten Moment eine leichte Verlegenheit nicht verbergen. Dann kam er rasch auf uns zu. „Eine herrliche Aussicht! Kommen Sie, man sieht den ganzen Grammont," und indem er mir meinen Plaid abnahm, erging er sich in wortreichen Entschuldigungen darüber, daß er bisher nicht bemerkt habe, wie ich mich damit schleppte, — was natürlich gar nicht der Fall war, denn es war ein sehr leichtes Tuch.

Die Lebhaftigkeit, mit der man die Aussicht bewunderte, verbarg ein wenig die Aufregung, in der man sich befand. Beim Weiteraufwärtssteigen, wie für den ganzen übrigen Spaziergang blieb Torsten dicht an meiner Seite, widmete sich mir mit einer Angelegentlichkeit, die

etwas Uebertriebenes, Gemachtes besaß. Jeanne hatte zwar, um die Unterhaltung wieder in unbefangene Geleise zu leiten, scherzhaft erzählt, ich hätte über Vernachlässigung geklagt. Aber war das wirklich nur der Wunsch seiner Herzensgüte, mich vergessen zu machen, daß ich von ihnen vergessen worden war? — Hielt er sich nicht zu mir, fast als suche er Schutz bei mir? Schutz? wovor? vor wem? Er mied vielleicht Jeannes Nähe, weil er fürchtete, ihrem Zauber auf's Neue zu unterliegen und sich in meinem Beisein hinreißen zu lassen. Lag aber nicht beinahe Etwas wie Dankbarkeit in seinem Wesen?

Mein wiederholtes Kopfschütteln veranlaßte das Kind zu lustig neckenden Bemerkungen. Ich würde mich gern haben auslachen lassen, wenn ich nur mit meinen Grübeleien hätte in's Reine kommen können. Die Geberde, mit der Torsten auf mich zugekommen war, war sie nicht geradezu die einer gewissen Erleichterung gewesen? War er froh, daß mein Dazwischentreten ihn vor einer Aussprache bewahrt hatte? — Das ließ sich nicht annehmen! — Wollte er durch gespielte Unbefangenheit darüber hinwegtäuschen, daß es ohne mich zu einer Aussprache gekommen wäre? Wollte er vor mir verbergen, daß er Jeanne liebte? Das war möglich! Männer sind so wunderlich in solchen Dingen. Hatte

nicht mein eigener Bruder, der doch wußte, daß ich unter allen Umständen auf seiner Seite stand, mir eine directe Unwahrheit gesagt, als ich ihn fragte, ob er eine gewisse junge Dame — seine spätere Gattin! — liebe, — und er war doch dazumal schon heimlich verlobt mit ihr gewesen! —

Ja, das mußte es sein! — Nur, warum, wenn er denn so angelegentlich um mich beschäftigt war, warum bemächtigte sich seiner je länger, je mehr eine auffallende Zerstreutheit, die er nur mit Mühe verbarg? Was nahm seine Gedanken derart gefangen, daß er bei unseren Fragen aufschreckte und ganz verkehrte Antworten gab? — Anfänglich waren meine forschend auf ihn gerichteten Blicke noch einer leicht befangenen Miene begegnet, jetzt sah er sie gar nicht mehr. Nur augenblickweise raffte er sich zu gezwungener Heiterkeit oder übertrieben lustigen Einfällen auf. Er ging neben uns her, sprach mit uns, erschöpfte sich mit Höflichkeiten, aber er war in Wahrheit meilenweit weg von uns, — das ließ sich herausfühlen. „Da verstehe nur Einer den Menschen!" brummte ich ärgerlich in mich hinein. Ich schüttelte wieder den Kopf.

Es waltete wirklich ein Unstern selbst über unseren in fröhlichster Laune begonnenen Ausflügen. Halb durch eigene Schuld, halb durch die der Andern, brachte Jedes von uns einen Mißton heim.

Jeannes Verstimmung war verständlich. Die meinige auch! Was hatte ich nicht die Hände von Dingen gelassen, die mich Nichts angingen. Was hatte ich Ereignisse zu vereiteln gesucht, die ich im Grunde doch wünschte? Mit Recht war ich zornig auf mich.

Aber Torsten — Torsten war unbegreiflich! Er schien sich mit Selbstvorwürfen zu quälen und sich dann doch wieder mit wilder Lust darüber hinwegzusetzen. Er schien ärgerlich auf Jeanne, und zugleich verrieth sein ganzes Benehmen ihr gegenüber Etwas wie demüthige Abbitte. Er verletzte sie fast durch sein förmliches Fremdthun, durch übertriebene Zurückhaltung, um in anderen Momenten wieder widerstandslos offen ihr seine bewundernde Zuneigung zu zeigen. Wenn so sein Wesen neue Räthsel aufgab, Jeannes alte Sorge mußte ich ihr jetzt zugestehen: er hatte Heimweh. Aber die Sehnsucht nach seinem Schweden war wohl bisher ihm selber unbewußt in seinem Innern aufgekeimt; nun erst ward er sich klar darüber; von diesem Spaziergang im ersten Frühlingsgrün sprach er sie aus.

Hatten die Stimmen der erwachenden Natur leise lockend zu seiner Seele geplaudert von den Reizen seines nordischen Heimatlandes?

## XVIII.

Alles, was sich an Groll gegen das winterliche Montreux in unseren Herzen festgesetzt hatte, verschwand vor der Pracht und Schönheit, die uns der Lenz offenbarte. Jeanne hätte keinen eifrigeren Verbündeten finden können, um ihren lieben Flüchtling zu halten. Es war, als ob die Natur Alles aufböte, um ein Herz zu fesseln, daß sich doch leise von ihr zu lösen begann.

Torsten gab sich zwar willig dem Zauber von See, Himmel und Erde hin, war bereit, die Umgebung nach allen Richtungen zu durchstreifen, war ebenso unermüdlich im Sehen, wie Jeanne im Zeigen; ja, ich möchte sagen, er kam um so mehr zum Vollgenuß der Natur, als sich zu seinem Entzücken über dieselbe das Glücksgefühl der sich immer mehr festigenden Gesundheit gesellte. Aber — die Sehnsucht nach der Heimat wuchs.

So sehr er von Liebe und tiefem Dank erfüllt war

gegen das Land, das ihm Genesung gebracht, in dem er, wie er sagte, sich selbst gefunden hatte, d. h. jene Heilung der Seele gefunden, ohne die kein Kranker gesundet, — er trat doch dem Gedanken an die Heimkehr ernstlich nahe, es war ihm recht, daß sein Winteraufenthalt zu Ende ging. Er fühlte zu dem Frühling um sich einen zweiten Frühling in seinem Innern keimen, und sein Herz jubelte auf bei dem Gedanken an ein Wiedersehen mit seinem so lang, so viel entbehrten Vaterland als ein Genesener. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn nach Schwedens Bergen, nach seinen klaren, blauen Seen.

Ja, es zog ihn hin zur Heimat — und dennoch fröstelte ihn, wenn er der Rückkehr gedachte. Hier umgab ihn Liebe, dort stand er allein; die Heimat war kalt, war liebeleer!

Warum nannte er denn die Schweiz seine zweite Heimat? Doch in erster Reihe um der Menschen willen, die sie ihm dazu gemacht hatten! — An Madame Carabin hing er mit leidenschaftlicher Verehrung, mit dankbarer Sohnesliebe; ein noch stärkeres, fast elementares Gefühl fesselte ihn an Jeanne! In ihr war ihm mehr geworden, als er je besessen, — eine Schwester, eine liebe kleine Vertraute, die gleichartige Gefährtin seiner Interessen, Beschäftigungen, Streiche. —

Er konnte sich den Tag ohne sie nicht mehr denken; ihre Gegenwart war ihm zur lieben Gewohnheit, zur Nothwendigkeit geworden. Es beglückte ihn schon, sie nur zu sehen. Wie ihr Lachen ihm wohlthat, ihre ganze lebhafte, zärtliche, fröhliche Art! — Jeanne war mit ihm verwachsen, gehörte zu seiner Existenz!

Und sie sollte er verlassen!

Das Herz krampfte sich ihm zusammen, wenn er der nahenden Trennung gedachte. Wahrlich! kein Glück war vollkommen; Schmerz war in Allem, was uns Menschen umgab. Gewinn auf der einen Seite, Verlust auf der anderen, — so wog die eherne Wage des Lebens.

Wie sehr er sich aber auch zwischen so widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen fühlte, er sprach sich über seine Liebe zu Jeanne nicht aus, auch mir gegenüber nicht. Er schloß sich nur inniger an die beiden Frauen an, als wolle er noch einmal alle Zärtlichkeit auskosten, die ihm hier in so reichem Maße zu Theil geworden, als wolle er einen Wärmevorrath an Zuneigung und Sympathie mitnehmen in seinen herzerkältenden Norden.

Mit jedem Tage, der den Zeitpunkt seiner Abreise näher rückte, empfand er tiefer, wie schwer er sich trennte.

Jeanne wollte von alledem Nichts wahr haben.

Ihrer Ansicht nach war er viel zu „glücklich", von Montreux fortzugehen, sprach zu viel von seinem Vater, von der Freude, sein Schweden wiederzusehen. Das war gerade, als ob der Abschied ihn Nichts, gar Nichts kosten würde.

„Jeanne!" sagte ich, „wer könnte anders denken! wer würde sich nicht auf die Heimat freuen, wie liebe Freunde er auch in der Fremde gefunden?"

„Fremde!" grollte sie, „also doch Fremde!" Was er denn von einer zweiten Heimat gesprochen, die er gefunden, von einer zweiten Mutter, von einer Schwester — das wären Worte gewesen, Nichts als Worte? Er verließ sie so leicht, spürte keinen Verlust.

Anspruchsvolle kleine Jeanne! und wie Unrecht sie ihm that! Sie sah nicht, daß sein Blick auf ihr ruhte, als könne er sich nicht losreißen; und sie bemerkte Nichts von seinem inneren Kampfe, weil sie ganz in ihrem Schmerz aufging. Für sie war die Natur nicht mehr schön, die Sonne nicht mehr heiter, der Genuß kein Genuß mehr. Die Trennung stellte sich wie ein schweres, Alles verdunkelndes Gespenst vor ihr auf. In ganz kurzer Zeit würde er fortgehen, — sie konnte es nicht ausdenken! — und noch hatte er nicht gesprochen: — Ob sie auch von Tag zu Tag darauf harrte, — er sprach

nicht. Würde er etwa fortgehen, ohne — — o Gott! liebte er sie denn nicht? Was hielt ihn zurück? Warum quälte er sie so? —

Sie suchte ihre Aufregung unter einer gezwungenen Gelassenheit zu verbergen, aber sie täuschte weder ihre Mutter noch mich; und selbst Torsten fragte häufig: „Ist Jeanne nicht wohl?"

Freilich wartete er meine Antwort nicht ab. Es schien, als benutzte er die Frage nur, um ein Gespräch über die bevorstehende Abreise und über die lieben Freunde einzuleiten. Er konnte sich nicht genug thun, sie zu preisen, und der Refrain war immer: Wie würde sie ihm fehlen, Jeanne, die kleine Jeanne —

Er brach gewöhnlich rasch ab, um seiner Bewegung Herr zu werden. — Aber durch alle seine Reden klang immer Eines durch: der verhaltene Schmerz über die Trennung von der Kleinen.

Ich schätzte Torsten hoch für seine Zurückhaltung. So sehr ich mit Jeanne fühlte, der junge Mann hatte Recht. Pläne machen, ein anderes Leben an das seine binden, so lange seine Gesundheit eine schwankende, so lange die Gefahr des Erblindens nicht beseitigt war, konnte er nicht. Ein halbwegs achtbarer Mann hätte nicht anders gehandelt, — und Torsten nun, mit seinem

stark ausgeprägten Ehrgefühl, dem angeborenen Adel seiner Gesinnuug! — Aber wie schwer mußte sein Schweigen ihm fallen!

Die Qual des Abschieds band ihm die Zunge, so daß er fast stumm den beiden Frauen gegenüber saß, und nur seine Augen folgten Jeanne, wohin sie immer ging. Es war, als wolle er sich jede ihrer Bewegungen, jede Miene, den Klang ihrer Stimme, ihr Lächeln einprägen, um es nimmer, nimmer zu vergessen.

## XIX.

Die letzten Tage vergingen von Torstens Seite in aufgeregter Gesprächigkeit, von der Jeannes in trostlosem Schweigen. Madame versuchte durch unveränderten Gleichmuth, durch doppelt herzliche Freundlichkeit und Aufmerksamkeiten aller Art die schmerzliche Versunkenheit ihrer Tochter zu maskiren, aber auch sie war Torsten augenscheinlich dankbar, daß er keine Aussprache herbeizuführen suchte. Ihrer Mutterliebe, ihrem gesunden Sinn widerstand es in gleichem Maße, ihr junges, schönes Kind an einen ewig kränkelnden Mann, voraussichtlich einen Krüppel, zu fesseln. So lieb sie Torsten auch hatte, zum Stab eines Blinden war ihr das begabte, mit soviel Reizen ausgestattete Mädchen zu gut, — ein besseres Schicksal sollte ihr aufgespart sein.

Es widerstrebte auch ihrem Stolze, dem überaus

reichen Manne ihre Armuth aufzubürden. Sie war glücklich, Torstens Verwandten gegenüber, die ihn vertrauensvoll zu ihr gesandt, jede Spur eines Verdachtes von sich abweisen zu können, als hätte sie den reichen Freier für ihre Tochter einfangen wollen.

Arme kleine Jeanne! — Am letzten Mittag war es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende. Sie hielt nur mit Mühe die Thränen zurück und berührte die Speisen kaum.

Torsten, der ihre Aufregung sah, ging es nicht besser. Er war unendlich niedergeschlagen. Seine Blicke streiften mit tiefer Trauer das bleiche Gesicht des schönen Mädchens. Auch seine Hand zitterte, als er das Glas hob.

Gleich nach Tisch sollte er fort. Albert, der jüngere Bruder, der allein von Lausanne herübergekommen war, um den letzten Tag mit dem Freunde zu verleben, — denn Jules hatte sich nicht freimachen können, — wollte ihn nach Genf begleiten, das Torsten noch nicht kannte. Er stand schon bereit.

Torsten weinte wie ein Kind, als er sich zum Abschied über Madame Carabins Hand beugte. Er stammelte von Schluchzen erstickte Worte des Dankes. — Darauf kehrte er sich zu Jeanne und streckte ihr seine Hand entgegen. Als er sie aber vor sich stehen sah in

ihrer ganzen Lieblichkeit, das weiße Gesichtchen mit dem kummervollen Blick ihrer dunkeln Augen zu sich erhoben, als er die zuckenden Lippen sah, — da, seiner selbst nicht mehr mächtig, in überströmendem Gefühl, riß er das Mädchen an sich, küßte sie auf den Mund, einmal, zweimal. „Jeanne,“ stammelte er, „liebe Jeanne, liebe kleine Schwester!“

Dann stürzte er aus dem Zimmer.

Madame Carabin blieb mit Jeanne zurück. Ich begleitete Torsten bis an den Wagen. Er drückte mir mit krampfhaftem Drucke die Hand.

„Nehmen Sie sich unserer Kleinen an!“ sagte er tiefbekümmert.

---

## XX.

Torstens Fortgehen hatte eine Lücke hinterlassen, die Nichts ausfüllen zu wollen schien. Wir Frauen versammelten uns einsilbig um den Abendtisch, an dem Rosa, die voraussetzte, daß Mr. Albert wieder zurückkehren werde, ein Couvert mehr als nöthig aufgelegt hatte. Madame Carabin wollte es unbemerkt entfernen, aber Jeanne hatte es schon gesehen. „Nein, nein, laßt es!“ schrie sie außer sich.

So saßen wir um den Tisch, den leeren Stuhl zwischen uns. Jeannes Blick streiften ihn unaufhörlich. „Es ist, als ob er noch da wäre!“ sagte sie. Dann brach sie plötzlich in Thränen aus.

Ihr Weinen erst löste den Bann, der uns bis dahin gefangen gehalten. Unsere Gedanken waren so mit Torsten beschäftigt, daß es uns Allen war, als weilte

er noch mitten unter uns. Mehr als einmal hatten wir nach der Thür gesehen, als erwarteten wir jeden Augenblick, daß er eintreten und sich auf den für ihn bestimmten Platz setzen würde.

Jetzt auf einmal kam es uns zum Bewußtsein, daß er wirklich fort war, und das Gemach, das seine Gegenwart mit fröhlichen Scherzen erfüllt hatte, wurde öde und kalt.

Wir vermißten ihn unendlich. Jedes ging im Hause umher, wie wenn er etwas Verlorenes suche. Die Mahlzeiten verliefen unbehaglich schweigsam; und noch immer legte Jeanne ein überzähliges Gedeck, noch immer setzten wir uns mit dem stillen Gast zu Tische.

Madame Carabin, der jedes ungesunde Gefühl zuwider war, wollte der Sache ein Ende machen. Aber Jeanne bat so inständig, mehr noch mit den Augen, als mit den Lippen: „Bis ein Brief kommt, Mutter!" daß sie das Kind, wenn auch kopfschüttelnd, gewähren ließ.

Wir erhielten sehr bald die erste Nachricht von Torsten, einige Zeilen zum Zeichen seiner glücklichen Ankunft. Ein Brief folgte schnell darauf, ein lieber, langer, ausführlicher Brief. Er schrieb lustig, natürlich, in seiner uns so wohlbekannten Art. Es war, als wenn

er zu uns spräche. Er berichtete, wie wohl und unverändert thätig er seinen Vater angetroffen habe, und wie erfreut derselbe gewesen sei, ihn so frisch und munter zu finden. Er sei aber auch überglücklich, sein geliebtes Schweden wiederzusehen. Wie herrlich Schönes er auch schon gesehen, die Heimat, die Heimat sei doch das Schönste auf der ganzen Welt. — Und jetzt besonders sei es schön dort, — er mache einen zweiten Frühling durch. Welch' seltenes Glück, in einem Jahre zwei Lenze zu erleben! Er sähe das als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft an.

Der weitaus größte Theil des Briefes war uns gewidmet. Der Schreiber lebte noch mit uns. Nichts und Niemand hatte es vergessen. Selbst den drolligen alten Mann nicht, der die Avenue Belmont für die „Utilité publique“ auszubessern pflegte — auszubessern mit den spitzen harten Steinen, die die Wege in Montreux zu einer Marter machen. Denn Walzen sind hier eine unbekannte Größe, und das Feststampfen bleibt den Zwei- und Vierfüßlern, sowie den Wagen überlassen.

Torsten erkundigte sich ferner nach dem Verlauf all' unserer Beschäftigungen. Hatte Jeanne die Stunden im Hôtel Breuer bekommen? Worüber war sie wieder gefallen? Und wieviel Servietten hatte ich gestopft? Wie

viele Teller hatte Rosa zerschlagen? — Und wie war es mit Jules' Stellung? Hatte er Aussicht, sie zu bekommen? Und würde Albert, wie er versprochen, am Sonntag bei uns sein? Dann sollten wir nur Alle an ihn denken, wie er unser gedenken würde. — Gebrauchte Jeanne auch seinen Stock, den er ihr da gelassen, und was hatte sie inzwischen gezeichnet? Er erinnere sie an den Blick von der dritten Bank auf dem Chemin des Roses, und dann den von der Terrasse des Hôtel Masson müsse sie unzweifelhaft auch skizziren. Er hoffte von Herzen, daß Madame Carabins neuralgische Schmerzen nachgelassen hätten — und Jeanne — hätte sie etwa noch mit den bösen Zähnen zu schaffen? Pauvre petite Jeanne! Wie hätten die sie gequält."

So ging der Brief weiter — an tausend Einzelheiten erinnernd. Seine Fragen, seine Bemerkungen bewiesen die wärmste Theilnahme, die innigste Zugehörigkeit. Aber es drehte sich Alles um Jeanne. Was er inzwischen auch erwähnte, er kam immer wieder auf die Kleine zurück. „Und nun erwarte er ungeduldig Nachricht von seinen Schweizer Lieben. Jeanne solle nur hübsch ausführlich antworten; sie wisse, daß er sich für Alles, auch das Kleinste interessire. Er schicke dann auch bald wieder einen recht langen Brief.

Man kann sich vorstellen, wie glücklich Jeanne war! Wieder und wieder fand ich sie mit dem Brief auf dem Knie, während sie selig in die Ferne träumte. Merkwürdig, wie lange so ein junges Menschenkind an ein kein wenig Glück zehren kann! —

## XXI.

Das bischen Glück hatte aber auch lange vorzuhalten. Tage, Wochen vergingen — Jeannes Antwort mußte längst in Schweden sein — Torsten ließ Nichts von sich hören.

Wir erschöpften uns in Vermuthungen. Madame Carabin war besorgt. „Er wird doch nicht wieder krank sein!"

„Ach bewahre!" rief ich, „er hat zu thun."

„Er hat uns vergessen!" sagte Jeanne.

Ich sah das Kind verletzt an. Kleine Närrin! Sie hatte es lächelnd gesagt, — sie glaubte es selbst nicht. — — — — —

Aber das Lächeln schwand von Jeannes Lippen, wie eine Woche nach der andern kam und ging. Ich, die ich bisher fest zu Torsten gehalten hatte, fing selber an, die Sache unerhört zu finden. Was ihn auch

beschäftigte, zu einer Karte fand sich immer Zeit. Wenn er krank war, konnten die Seinigen Nachricht schicken.

Madame war dafür, daß man noch einmal hinschrieb. Jeanne wollte davon Nichts wissen.

„Ich sage Dir, er ist krank, oder der Brief ist vielleicht verloren gegangen."

Ein ironisches Lächeln war die ganze Antwort.

Aber des Mädchens Augen hafteten immer gespannter auf dem Briefboten. Sie entriß ihm die Briefe förmlich; mit fieberhafter Hast überjagte sie Adressen und Marken: — — aus Schweden Nichts!

Und jedes Mal wandte das Kind sich mit trüberem Blick von uns ab und verließ das Zimmer. — Was kümmerte sie denn noch, daß Andere schrieben? — —

Einmal im Corridor, — Jeanne küßte mich zur guten Nacht vor meiner Thür, — kam es hastig durch ihre zusammengepreßten Lippen:

„Ich sage Ihnen, er hat Beauregard vergessen."

Ich schalt sie Kleingläubige, Undankbare. — Kannte sie Torsten nicht besser? Erst damit zeige man, daß man eines Menschen Freund sei, daß man an ihn glaube, wo der Schein gegen ihn spräche.

„Er hat Beauregard vergessen!" wiederholte sie härter.

## XXII.

Ich kam spät von Clarens heim. In Vertes Rives, einer der ältesten und behaglichsten Pensionen, in Montreux, die viel von Deutschen aufgesucht wird, hatte ich einen fröhlich angeregten Nachmittag und Abend verbracht. — Es schien in Beauregard schon Alles zu ruhen, ich fand Niemand mehr im Salon vor. Vermuthlich hatte Madame Carabin, die seit einiger Zeit viel an Nervenschmerzen litt, sich früher als sonst niedergelegt, und Jeanne leistete ihr Gesellschaft. Um die Frauen nicht zu stören, stieg ich gleich leise in mein Zimmer hinauf.

Behagliche Wärme empfing mich. Rosa, das gute Mädchen, hatte vorsorglich mein Feuer angemacht. Wie ich ihr Dank wußte! — Das würde jetzt noch ein gemüthliches Stündchen werden! — Ich zündete vergnügt meine freundlich brennende Lampe an, meine gute, alte

Lampe, die mich von der Heimat hierher begleitet, und setzte ihr den hübschen rothen Lichtschirm, ein Neujahrsgeschenk meiner kleinen Jeanne, auf. Er verdunkelte zwar etwas das Zimmer, aber was schadete das! Auf dem Tisch war es hell, gerade wie zum Lesen geschaffen. Ich rückte also den Lehnstuhl an den knisternden Ofen und machte es mir bequem.

Noch keine zwei Seiten meines Buches hatte ich durchblättert, da klopfte es leise, und gleich darauf ging die Thür auf

„Est-il permis?“ fragte Jeannes Stimme.

„Freilich, freilich, Kind! Kommen Sie näher.“

Sie kam mit langsamem Schritt auf mich zu und legte mir einen offenen Brief in den Schooß.

„Einen Brief, Kind! Für mich, Jeanne?“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Ist er — ist er von —“ Ich nahm das Blatt auf. „Ah, von Torsten, von Torsten! Sehen Sie, Kind, sehen Sie? Wer hat nun dem guten Torsten bitteres Unrecht gethan? Wer hat uns schon glauben machen wollen, er hätte Beauregard vergessen, wer, wer? Jetzt bitten Sie's ihm nur schön ab, Sie Böse! — Ja, aber — soll ich den Brief denn lesen? Er ist an Ihre Frau Mutter —“

Jeanne war etwas zurückgetreten, der Schatten der Lampe fiel auf ihr Gesicht, aber ich sah, daß sie nickte. Ich las also.

Torsten entschuldigte sich, daß er so lange nicht geschrieben; nicht etwa, weil er der lieben Freunde vergessen, im Gegentheil, oft, sehr oft habe er ihrer gedacht.

Ich las den Satz laut, triumphirend.

Aber er habe eine Zeit so bangen Zweifels, solcher Verzagtheit durchgemacht —

„Verzagtheit? Was ist denn gewesen, Kind?“ Jeanne antwortete nicht.

„Nun ist die böse Zeit vorüber, und ich bin glücklich; und nun sollen meine liebe Mutter, meine liebe Schwester auch die Ersten sein, die von mir hören. Denn sie sind es, denen ich mein Glück verdanke. Sie, Madame, haben mir den Weg aus der Dunkelheit heraus gezeigt. Sie haben mir bewiesen, daß auch ich noch einer Lebensaufgabe gerecht werden könne, daß ich nur die lähmende Schwermuth, den Mangel an Selbstvertrauen abzuschütteln brauche, um aus meinem Dasein noch Etwas zu machen, was eines Menschen, was eines Mannes werth ist. Ich habe meine Seele dieser Erkenntniß geöffnet, die hinfort meine Zukunft durchdringen

wird; — und nun mag die Finsterniß kommen, die ewige Nacht, die ich bis jetzt als die schrecklichste Prüfung gefürchtet. Ich werde sie tragen mit Ergebenheit und Stärke, ja, es wird mir leicht werden, sie zu tragen, — o ganz leicht! — denn nun werde ich eine Sonne an meiner Seite haben, die mir die Nacht erhellen wird mit Tageshelle. Wie glücklich ich bin! — In all den langen bangen Tagen und Nächten habe ich mit dem Zweifel gerungen, ob ich mich anbieten dürfe —"

Mit fieberhafter Hast las ich weiter — jetzt kam ja, was ich erwartet und gehofft. —

„Anbieten dürfe, ob ich auch das Recht habe, ein fremdes Leben an das meine zu ketten. Aber da habe ich mich der Worte der lieben Mutter erinnert; in ihnen habe ich Muth gewonnen, die Frage zu wagen. —"

Ich sah halb auf — Jeanne trat weiter zurück; o Jeanne, kleine Jeanne! Darum also suchst Du die Schatten der Lampe! —

„Und mein Vater billigt meine Wahl —"

Ich las es jubelnd und laut.

„Und jetzt bin ich glücklich — ganz glücklich, und meine Braut —"

Lächelnd und langsam schlug ich um und sah wieder halb zu Jeanne hinüber.

„Ist auch glücklich, das edle, herrliche Mädchen, Emmy Magnusson —“

Emmy Magnusson, Emmy — mechanisch wiederholte ich die Worte.

Was war das jetzt? Das hier? Ich fühlte, daß ich Nichts begriff. —

„Immer schon habe ich sie geliebt —“

Wen denn? Emmy Magnusson, nicht Jeanne? Mein Gott, was wurde aus Jeanne?

Mechanisch las ich weiter: „von Jugend auf, — und sie mich auch, immer, das weiß ich nun. Aber weil ich nicht gesprochen, hat sie geglaubt, ich liebe sie nicht. — Wie hätte ich denn sprechen können? ich, halbblind, ein Krüppel? Ich hatte geglaubt, ich dürfe, ich könne ihr nicht nahen. Und das ist meine Verzweiflung gewesen, das! Darum meine Verzagtheit, mein Trübsinn, darum die ungleichen Stimmungen, die die liebe Mutter, die die liebe kleine Schwester so oft an mir getadelt. Nun werden Sie verstehen. — Aber jetzt bin ich ganz glücklich, ganz gleich, ganz heiter; und ich kann meine Seligkeit nicht länger für mich behalten — ich muß sie denen mittheilen, von denen ich weiß, wie sehr sie sich für mich interessiren; ganz so, wie ich mich für sie, wie ich mich immer für sie interessiren werde —“

Ich ließ den Brief sinken; ich konnte nicht weiter lesen. —

Von meinem Schooß glitt die Einlage, zwei zusammengebundene Visitenkarten. Sie lagen hell im Lichte der Lampe; ich sah das rothe Seidenbändchen, das sie zusammenhielt, las deutlich die Namen, die in meinem Kopfe hämmerten: Emmy Magnusson, Torsten de Moerner.

Ich weiß nicht, wie lange ich so da gesessen haben mag, das Blatt krampfhaft zwischen den Händen. Ich wagte nicht aufzuschauen, denn ich fürchtete mich vor dem ersten Blick in Jeanne's Gesicht. Recht gut, daß sie weiter zurückgewichen war! ich hatte es wohl bemerkt; in dem Augenblick, wo ich den Brief hatte fallen lassen, war sie bis an die Thür geflohen.

Ein dumpfer Laut, wie von unterdrücktem Stöhnen, schlug jetzt von dort an mein Ohr.

Ich Selbstsüchtige, die ich für mich den Schmerz fürchtete, der in des Kindes Gesicht zu lesen sein würde, und das Kind selber verzweifelte. — Ich sprang auf und riß den Schirm von der Lampe.

Da stand Jeanne, die Hände auf die Brust gepreßt, mit einem Antlitz, aus dem der letzte Blutstropfen gewichen schien, und starrte mit fast irren Augen nach mir.

„Jeanne!“ schrie ich auf. „Jeanne! Kind!“ Ich streckte meine Hände nach ihr aus.

Sie rührte sich nicht; sie sah mich noch an mit demselben irren Blick.

„C'est Jeanne, Jeanne Guignon!“ sprach sie jetzt mit herzzerreißendem Lächeln und lehnte den Kopf wie von Schmerz übermannt zurück an die Thür.

„Jeanne!“ rief ich wieder, „liebes Kind!“

Da warf sie beide Arme über den Kopf zurück; mit einem wilden Aufschrei stürzte sie vorwärts und sank laut aufschluchzend zu meinen Füßen nieder.

Ich nahm sie in meine Arme und barg das weiße Gesichtchen an meiner Brust. Ich streichelte und küßte den dunklen Lockenkopf, wiegte sie, wie eine Mutter ihr krankes Kind wiegt, — Worte fand ich nicht.

Was konnte ich thun? Was konnte ich sagen? — Jeanne, arme kleine Jeanne! — —

# Die Familie Mounod.

## I.

Am Nachmittage eines Spätherbsttages schritt ein hochgewachsener Mann am Ufer des Genfer Sees die breite Fahrstraße nach R. entlang, die sanft ansteigend in die Berge führte. Sein Gesichtsschnitt verrieth den Deutschen, seine Haltung den Offizier.

Gestalten wie diese waren um diese Zeit in der französischen Schweiz häufig.

Der große deutsch-französische Krieg war beendet, und in der sicheren Voraussicht eines früher oder später drohenden neuen Conflicts mit dem revanchelustigen Nachbar hatte die deutsche Heeresleitung eine größere Anzahl von Offizieren zur besseren Erlernung der französischen Sprache nach der neutralen Schweiz beurlaubt. Zu diesen gehörte auch Hauptmann Forbecker.

Er war, obwohl erst neunundzwanzig Jahre alt, schon Compagniechef in einem süddeutschen Regiment.

Einfachen bürgerlichen Verhältnissen entsprossen, sah er schlicht, derb, schwerfällig, aber gescheit in die Welt.

„Ein grüner, steil über den Weg abfallender Hügel," murmelte er, wie im Geist repetirend, „darüber ein Chalet. Ich muß am Ziel sein."

Er stieg am Rande einer Wiese auf steilem Fußpfad zum Hause hinauf. Ein Bauer in Hemdärmeln grauer Leinwandhose und abgegriffenem Hut breitete Dünger auf der Wiese aus; er arbeitete eifrig, ohne aufzusehen. Der junge Offizier gab nach einigem Besinnen die Absicht, ihn zu befragen, auf, ging am Hühnerverschlag und dem Stalle vorbei, aus dem Glöckchengeklingel und das Meckern einer Ziege ertönten, und zog an der Eingangsthür auf der Westseite des Hauses die Glocke.

Ja, es war das Chalet der Familie Mounod, Madame kam ihm selber entgegen. Sie machte keinen sehr vortheilhaften Eindruck. Ziemlich groß, aber von unförmlicher breiter Figur, trug sie ein abgeschabtes, schwarzes Kleid, an dem besonders der weite Ausschnitt um den starken Hals und die Abwesenheit jedes Kragens auffiel, und um das Gesicht ein grau und weiß gestreiftes Tuch, einen Kopfputz, den sie mit neuralgischen Schmerzen entschuldigte. Sie bat den Besuch, ihr eine dunkle,

stark gewundene eiserne Treppe hinunter in den Salon zu folgen.

Hauptmann Forbecker war nicht wenig überrascht, dort Strümpfe, Taschentücher, Unterhosen zum Trocknen ausgebreitet zu finden. Ein eisernes Oefchen gab zu diesem Zweck eine ungeheure Hitze und den, überheizten Eisenöfen eigenthümlichen Geruch von sich.

Madame war beim Anblick der Wäschestücke etwas roth geworden, nöthigte aber nichtsdestoweniger den Besuch mit dem Anstand einer Königin in's Zimmer. Auf ihr gebieterisches, sehr scharfes „Nancy!" polterte ein dienstbarer Geist die Treppe herab, der trotz ein paar nachdrücklichen Worten seiner Herrin gemächlich und mit unzerstörbarem Gleichmuth die Wäsche zu entfernen begann.

Der Offizier sah sich indessen um.

Die Dimensionen des Gemaches entsprachen denen des Oefchens. An Möbeln war außer den von Nancy freigelegten Stühlen nur noch im Hintergrund ein kleiner runder Tisch mit bunter Plüschdecke vorhanden, auf dem Albums, Bücher, Photographien, letztere theilweise in sehr elegantem Rahmen, in malerischer Unordnung umherlagen und standen. Der kleine bunte Teppich war auf der Seite der Thür sorgfältig zurückgeschlagen

worden. Ein oder zwei Stahlstiche an den Wänden vollendeten die Ausstattung des Raumes, der durch ein winziges Fenster und eine schmale Glasthür nur sehr mäßig erhellt wurde.

Hm! hm! kam es unwillkürlich über des Hauptmanns Lippen. Wenn die ganze Ausstattung des Hauses diesem Gemache entsprach, so begriff er die Kameraden nicht, die ihm die Pension empfohlen hatten! Daß Wehren hierher kommen würde, schien ganz ausgeschlossen. Wehren war viel zu vornehm dazu. Aber sollte er denn selber? Accent war ja viel, war aber doch nicht Alles. Deshalb auf ein Dorf hinauszuziehen und sich mit Allem zufrieden zu geben, hatte man schließlich nicht nöthig. — Freilich, die Kameraden rühmten noch etwas Anderes an der Familie: die Töchter. „Nun denn," so schloß er sein Selbstgespräch, „um dieser vielversprechenden Töchter willen betrachten wir die Mutter näher. Vermuthlich haben sie ihre Reize von ihr."

Das Antlitz der Dame zeigte Spuren ehemaliger großer Schönheit. Regelmäßige Züge, gute Farben, große blaue Augen, die ihn unverwandt ansahen.

Es lag in dem glatten Lächeln dieses glatten fleischigen Gesichts Etwas, was dem Fremden unwillkürliches Mißtrauen einflößte, obwohl er nach näherer

Prüfung mit Ausnahme der etwas vorstehenden Unterlippe Nichts in den Zügen fand, was ein solches Mißtrauen gerechtfertigt hätte. Auch in dem Wesen Nichts; Madame sprach wie eine gebildete Dame, sie bewegte sich mit Sicherheit, fast mit Aplomb.

„Natürlich werden Sie Stunden nehmen wollen, die andern Herren nahmen alle Stunden, aber meine Jüngste ist für den Winter in Deutschland, bei Verwandten in Hamburg, und Claire ist kaum im Stande, den vielen Anforderungen zu genügen."

Der Hauptmann lächelte vor sich hin. Claire war, wenn er sich recht erinnerte, die Brünette, die Blonde war also verreist. So konnte er sich in der Streitfrage, die die Kameraden lebhaft beschäftigte, welche von den beiden Schwestern die hübschere sei, weder auf die eine, noch auf die andere Seite schlagen.

Madame führte ihn im Hause herum. Sie pries ihm die Lage des Chalet, die schöne Aussicht aus den Fenstern des ersten Stockes: „Man sieht den See und die majestätische Kette der Savoyer Alpen, und von dem Giebel und der Terrasse die Walliser Alpen und die Dent du Midi."

Der junge Mann mußte, um dieser Genüsse theilhaftig zu werden, wieder die enge dunkle Wendeltreppe

emporklettern. Oben angelangt, erblickte er durch eine offene Thür eine dunkle Schönheit, die mit einer Weinflasche in der Hand an einem runden unbedeckten Tisch lehnte und aus dreisten Augen zu ihm hinübersah. Ihre sehr modische, für den Winter sehr helle Toilette, — rosa und weiß gestreifte Flanelltaille mit kokettem Herrenchemisett und Schlips, — contrastirte seltsam mit der Aermlichkeit der Umgebung. Ehe er sich ihr nähern konnte, war sie aus dem Zimmer heraus und in eine — o weh! — sehr unsaubere Küche geschlüpft. Wendt wohnte bereits bei der Familie. Machte der denn gar so geringe Ansprüche an das Milieu?

Wend war ein Exkamerad, ein Mann von liebenswürdigem Charakter, feiner Bildung und noch ganz militärischem Aeußern, obwohl er bereits als junger Hauptmann seinen Abschied genommen hatte, — Familienverhältnisse halber, wie man sagte. Er beschäftigte sich jetzt mit statistischen Arbeiten. Trotz seines kahlen Kopfes machte er durch den kräftigen blonden Schnurrbart, das feine Oval seines Gesichtes und jugendliche Bewegungen den Eindruck eines weit jüngeren Mannes. Er kam Forbecker, der ihn auf seiner Wanderung durch's Haus traf, entgegen und erbot sich, ihn den deutschen Mitpensionärinnen vorzustellen.

„Die Herren werden in einem Hause unten an der Fahrstraße einquartiert," sagte er. „Das wissen Sie doch?"

„Ja," antwortete Forbecker, „und ist dort noch mehr Platz? Ich möchte gern Wehren hierherlootsen, Wehren von den Achtundvierzigern! Den kennen Sie auch? nicht? Der ist jetzt in Genf."

„O, Platz ist genug. — Aber kommen Sie, wir gehen erst zu Frau von Neumann."

Frau von Neumann, die Wittwe eines Offiziers, hatte die große, zweifenstrige Mansarde mit dem Blick auf die Walliser Alpen inne, Fräulein Gärtner die weit kleinere über der Eingangsthür. Beide Damen machten dem Hauptmann einen feingebildeten Eindruck. Wenn sie sich hier gefielen, mußte das Haus Vorzüge besitzen, die dem Auge vorläufig entgingen. Er erklärte also, es mit der Pension versuchen zu wollen.

Das Resultat, zu dem Madame Mounod über den Fremden gekommen war, und das sie nebst Instructionen an ihre Tochter weitergab, lautete folgendermaßen: „Nicht distinguirt, viel Geld ist auch nicht da, macht aber wenig Ansprüche und ist sehr naiv. Könnte also eine Partie sein — also!" —

Also begrüßte sie ihn am Tage des Einzuges mit demselben glattfreundlichen Lächeln, demselben Aplomb

und demselben Kopftuch. Dann eilte Madame in die Küche zurück, um noch Einiges zum Essen vorzubereiten.

Der Ankömmling fand bereits Alle im Speisezimmer versammelt. Herr Wendt machte die Honneurs des Hauses und unterhielt die Gesellschaft. Hauptmann Forbecker hatte soeben ein Gespräch mit einer der deutschen Damen angeknüpft, als die braune Claire hereintrat und ihn, ohne Rücksicht auf Fräulein Gärtner, mit der er sich unterhielt, sofort mit äußerster Lebendigkeit in Beschlag nahm. Ihre dunklen Augen, die ihn ungenirter betrachteten, als die seinen Sie, gestatteten ihm nicht länger, sich mit Andern zu beschäftigen. Bei Tisch erhielt er seinen Platz neben ihr und Madame Mounod, so daß er kein Gegenüber hatte, als ein sehr altes Pianino, hinter welchem blau und weiß gestreifte Perkalvorhänge, die eine Thür zum Nebenzimmer verdeckten, sich im Zugwinde leise bewegten. Gern hätte er als stillschweigender Zuhörer mit sämmtlichen Mitgliedern der Tafelrunde genauere Bekanntschaft gemacht, aber seine Nachbarin ließ ihm keine Zeit zur Beobachtung. Sie wußte so geschickt ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm und Wendt zu vertheilen, daß Jeder von ihnen das Gefühl hatte, sie widme sich ihm speciell und erwarte das Gleiche. Wandten sie sich im Laufe des Gespräches mit einer

Frage, einer Antwort an eine der deutschen Damen, so führte sie ein Blick der braunen Claire sofort auf ihre Pflicht zurück. Sie empfanden bei der Schönheit des Mädchens diese Tyrannei nicht als drückend, sie schmeichelte ihnen sogar; doch konnte Forbecker nicht umhin, Claires Entgegenkommen trotzdem für ein zu angelegentliches, ihre Bewegungen für zu frei und männlich, ihre Art und Weise für zu kokett zu halten.

Sie sprach sehr viel, vor Allem viel von sich selber oder von Personen und Dingen, die mit ihr in Berührung standen, von den Stunden, die sie den Herren ertheilte, von ihrer Schwester, ihrem Bruder, ihrem Vater. Von letzteren Beiden redete sie besonders gern; und es berührte eigenthümlich, Tag für Tag von den männlichen Mitgliedern des Hauses sprechen zu hören, ohne sie jemals zu Gesicht zu bekommen.

„Mr. Mounod kommt selten zum Vorschein!" sagte Frau von Neumann.

„Anatole est un sauvage!" sagte die braune Claire. „Da ist Gaston ganz anders. Ja, wenn der hier wäre, oder Loulou!"

„So viele Brüder haben Sie und nur eine Schwester?"

„O, ich habe noch eine ganze Reihe Schwestern,

aber die sind alle verheirathet, zumeist in Frankreich, nur eine in der Schweiz. Wir sind eigentlich elf Geschwister; zwei sind todt. Berthe und ich sind die beiden Jüngsten, aber w i r — heirathen nicht, wir" — hier sah sie mit dem denkbar kokettesten Lächeln zu dem Hauptmann hinüber — „bleiben à la maison.“

## II.

Frau von Neumann war schon seit sieben Monaten im Hause; sie hatte sich ganz mit der Familie eingelebt. Wenn das Forbecker erst Wunder nahm, so erkannte er doch bald, daß sie zu den Menschen gehörte, die sich anschließen müssen. Seit anderthalb Jahren Wittwe und kinderlos, fühlte sie sich vereinsamt, ohne Lebenszweck und Ziel. Sie war nach der Schweiz gekommen, um ihre geschwächte Gesundheit zu kräftigen. Pläne für die Zukunft hatte sie nicht, noch wußte sie, wohin nachher ihre Schritte lenken. Und sie vermißte den fehlenden Wirkungskreis um so mehr, als es ihr Bedürfniß war, für Andere zu sorgen; erst die Erfüllung von Pflichten gab ihr das Gefühl, daß sie lebte und nicht blos vegetirte. So hatte sie auch hier, um heimisch zu werden, mancherlei kleine Aemter übernommen, die sie mit der ganzen Liebenswürdigkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer

Natur ausfüllte; mit um so größerer Gewissenhaftigkeit, als sie um dieser kleinen Hilfeleistungen willen etwas weniger Pension bezahlte.

Aber es schien doch, als ob sie durch zu große Bereitwilligkeit die Leute mehr als billig verwöhnte. Nicht nur, daß sie bei den Mahlzeiten tranchirte und mehrere Stunden am Vormittag die — sehr schadhafte — Familien- und Hauswäsche ausbesserte, sie weckte auch früh Morgens das Mädchen und war spätestens um sieben Uhr in der Küche, um den Kaffee zu bereiten, während die Damen des Hauses sich erst zwischen neun und elf Uhr an den gedeckten Frühstückstisch setzten.

Das schienen späte Stunden für Leute, die ein Hauswesen zu dirigiren haben. Unordnung, Unsauberkeit, Unregelmäßigkeit mußten die Folge davon sein, und sie waren es auch. Das Mittagessen wurde nicht pünktlich aufgetragen, das Fleisch war nicht weich; Madame schalt dann auf Nancy, die es zu spät vom Fleischer geholt hätte. Den Fehler da zu suchen, wo er lag, fiel ihr nicht ein.

Frau von Neumann erkannte diese und andere Schwächen wohl und — entschuldigte sie.

„Die Mounods können immer erst Abends unter sich sein, sehen Sie; sie musiciren dann oft bis ein

Uhr, Mr. Mounod spielt die Zither und Mr. Anatole die Geige. Sie sollten nur das reizende Verhältniß zwischen den Ehegatten kennen, zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander. Ach! und die beiden bildhübschen Mädchen! Freilich, Sie kennen nur eine, Sie kennen Berthe nicht; Berthe ist mein Liebling; die und der Vater —"

„Wo steckt denn nur dieses Ideal eines Vaters?"

„Wir haben heute Sonnabend, nicht wahr? Vielleicht speist er morgen mit uns. Er thut es am Sonntag manchmal. Wenn Sie den erst kennen werden —"

Der Hauptmann sah begreiflicherweise dem Sonntag mit Spannung entgegen. Er stellte sich etwas früher als gewöhnlich ein und stieß im Eßzimmer, in dem noch gedeckt wurde, auf einen alten Herrn in pflaumenblauem Anzug, den sein weißer, stark gesteifter Kragen sehr zu geniren und zu beengen schien. Schneeweißes Haar, zu dem starke, fast noch schwarze Augenbrauen und ein grauer Henri quatre einen eigenthümlichen Contrast bildeten, weitgeöffnete, seelenvolle blaue Augen machten seine Erscheinung zu einer auffallenden. Während er den Zeigefinger seiner rechten Hand von Zeit zu Zeit zwischen den Kragen und seinen rothgebräunten Hals brachte, um

letzterem Erleichterung zu verschaffen, hieß er den jungen Deutschen auf's Freundlichste in seinem Hause willkommen.

In seinem Hause? — Er war also der Vater.

Frau von Neumann hatte recht, ein anziehender Mann. Sein Organ war ungemein wohllautend, seine Manieren die eines vollendeten Weltmannes mit der chevaleresken Nüancirung der guten alten Zeit. Ein Kindergemüth sprach aus den klaren Augen. Es überraschte den Hauptmann nicht, zu hören, daß Mr. Mounod ein großer Naturfreund sei. Eine solche Thaufrische der Seele erhält sich nur, wer die Natur liebt und mit ihr lebt.

Aber es gehört auch ein Poetengemüth dazu, um so mit der Natur leben zu können, wie Mr. Mounod es that. Wie ein Gedicht klang, was er von seiner Wiese, seinen Bäumen, von der Erdscholle, von seinen Thieren sprach.

„Seine Thiere! Da haben Sie père bei seinem Steckenpferd," rief Claire bei Tisch. „Wissen Sie auch, daß seine Ziege eine ganz besondere Ziege ist?"

„Ist sie auch!" sagte der alte Mann. „Sie versteht, was ich zu ihr spreche; sie folgt mir, wenn ich spazieren gehe, freut sich wie ein Kind, wenn ich sie freilasse, und springt wie toll um mich herum. Sie kennt

meine Stimme und leckt meine Hand. Nur von mir nimmt sie ihr Futter an!"

„Und seine Hühner," neckte Claire, „sind ganz besondere Hühner. Jedes hat seinen Charakter —"

Er nickte bestätigend: „Gewiß!"

„Und seine besonderen Neigungen. Und Fehler haben sie auch und Untugenden und müssen erzogen werden wie Kinder."

„Gewiß!"

„Und sind sie krank, so pflegt père sie und giebt ihnen Medicin ein. Neulich hatte eines einen Anfall von Diphtheritis, da hat er es gepinselt; ein anderes hatte sich verletzt, da hat er ihm ein Bettchen bereitet, in einer Kiste und kühlende Umschläge gemacht und es gepflegt und behütet wie ein krankes Kind."

„Ja, und eines war fast erblindet und quälte sich so und starb dann, — armes Ding!" — Der Mann hatte thatsächlich Thränen im Auge, als er davon erzählte.

„Denken Sie sich, einmal hat père ihnen Branntwein gegeben, um sie zu strafen. Sie torkelten wie Betrunkene!"

Alle sahen den alten Herrn ungläubig an. Das schien eine seltsame Art der Erziehung.

„Es ist schon wahr," sagte er mit dem kindlichsten Aufschlag seiner klaren blauen Augen. „Zwei eifersüchtige Hennen wollten das Raufen nicht lassen; da hab' ich ihnen Branntwein in's Wasser gethan. Sie torkelten wirklich eine Weile wie Betrunkene — und dann schliefen sie ein. Gezankt haben sie sich danach nicht mehr. Der Zustand wird ihnen nicht behagt haben."

Das Gespräch wendete sich anderen Dingen zu. Hauptmann Forbecker erwähnte die projectirte Durchbohrung des Simplon.

„Ah," sagte Mr. Mounod lächelnd, „dieses Project, das die ganze Schweiz in Aufregung versetzt!"

„Was halten Sie davon, Mr. Mounod? Sie, als Franzose, stehen der Sache unparteiisch gegenüber."

„Ich bin naturalisirter Schweizer, mein Herr, schon seit lange, und meine Interessen sind die meines adoptirten Vaterlandes. Aber eben deshalb, ich bin durchaus dafür. Die Anlage eines Tunnels ist eine gewaltige Ausgabe, aber doch im Interesse des vergrößerten Fremdenverkehrs durchaus zu wünschen. Unsere Schweiz ist ja auf die Fremden angewiesen, mein Herr. Der Verkehr soll immer größer werden."

„Mir scheint, da spielen vielerlei kleinliche Interessen mit. Eifersüchteleien zwischen den Cantonen, was? speciell zwischen den französischen und deutschen?“

„Die deutschen Cantone zögen den unmittelbarsten Vortheil davon, das ist wahr, aber indirect profitiren doch alle. Vielleicht, daß ich, als ehemaliger Bürger eines größeren, eines großen Vaterlandes, eine weiteren Blick habe — — Es ist sehr zu bedauern, daß die Bewohner des Cantons Waadt sich so schwer dazu verstehen wollen, dem Plane zuzustimmen.“

Hier rief Claire ihren Vater zum Schiedsrichter in einer Frage über die Etymologie eines Wortes auf. Er gab rasche, entschiedene Auskunft. Immer sprach er fließend, gewählt, mit der Sicherheit, wie sie nur eine völlige Beherrschung des Gegenstandes giebt. Auch verstand er es meisterhaft, Gesprächsthemata anzuregen und Jedem gerade von dem zu reden, was ihn interessirte, als ob es ihm wunderbar schnell gelungen sei, jedes Einzelnen geistiges Maß zu nehmen. Es fiel Niemand auf, daß er so ziemlich allein die Kosten der Unterhaltung trug. Er sprach und erzählte so fesselnd, daß man ihm gern und willig zuhörte.

„Wir werden Schnee bekommen,“ sagte der alte Herr, als man sich von der Tafel erhob.

„Schnee!“ rief Alles überrascht zweifelnd.

„Ja, die Wolken sehen ganz danach aus, — und Frost, anhaltenden!“

„Aber woraus schließen Sie das?“

„Aus mancherlei Anzeichen: aus den Erdschollen, die ich heut Morgen bearbeitet habe, aus dem Wind, den Wolken. Es läßt sich das schwer erklären; man muß damit vertraut sein. — Claire, die Apfelsinenschalen werft Ihr nicht weg; die frißt meine Ziege gern.“

„Oh, petit père!“ lachte Claire. Sie wandte sich zu den Herren. „Haben Sie schon eine Ziege gesehen, die Apfelsinenschalen ißt?“

„Sei ohne Sorge, Papa! Sie werden alle für Dich aufgehoben,“ beruhigte Madame Mounod. —

Der nächste Morgen vereinte die Deutschen zu ziemlich später Stunde am Kaffeetisch. So hatten sie noch das Vergnügen von Claires Gesellschaft.

„Es thut wohl,“ sagte der Hauptmann in seiner herzlichen Weise, „Jemand zu treffen, der sich wie Mr. Mounod den Glauben an die Menschheit und an das Gute bis in sein spätes Alter bewahrt hat.“

„Zu sehr bewahrt hat!“ sprach traurig Claire. „Ohne seinen blinden Glauben wären wir nicht, wo wir jetzt sind. Ah! die guten Freunde!“

Ein blinder Glaube an die Menschen war der Fehler der braunen Claire jedenfalls nicht. Das klang aus ihrer Stimme, las sich aus ihrem Wesen heraus. War es nun Anlage oder die Folgen von Erfahrungen, sie besaß eine Dosis Mißtrauen, die bei einem so jungen Mädchen auffallen mußte.

„Ist Mr. Mounods Sprechweise nicht etwas verschieden von der andrer Menschen?" fragte der Hauptmann. „Ich drücke mich vielleicht etwas ungeschickt aus; ich verstehe noch wenig Französisch, aber es will mich bedünken, als hörte ich einen Unterschied heraus. Es ist etwas sehr Anziehendes, Eigenartiges darin, ein, — wie soll ich's nennen? — Rhythmus —

„Cadence," verbesserte Claire.

„Claire! Claire!" tönte es von draußen.

„Je viens, mère!" und sie verschwand eiligst.

„Was ist der Mann nur gewesen?" fragte der junge Offizier eifrig, nachdem sie sich entfernt hatte. „Er spricht wie Jemand, der gewöhnt ist, öffentlich zu reden."

„Ist er auch! Er war Advocat, — Notar, glaube ich."

„Die Familie ist eine feine?"

„Haben Sie den Eindruck nicht?“ gab ihm Fräulein Gärtner die Frage zurück.

„Doch! doch!“

„Und sie waren früher sehr reich!“ fügte Frau von Neumann hinzu.

„Nach den Andeutungen der Tochter scheint es, daß falsche Freunde —“

„Er soll durch sein blindes Vertrauen in dieselben um sein ganzes Vermögen gebracht worden sein.“

„Blindes Vertrauen?“ meinte kopfschüttelnd Fräulein Gärtner. Er scheint so sehr klug, klüger als alle die Anderen.

„Nun, vielleicht hat er speculirt. So was kommt vor; ich habe erst kürzlich von einem französischen Notar gehört, der wegen unsauberer Speculationen aller Art seine ganze Familie an den Bettelstab gebracht hat.“

„Sie wollen doch nicht etwa Mr. Mounod mit solchen Menschen in eine Reihe stellen?“ rief Frau von Neumann entrüstet.

„Aber ich will gar Nichts, meine gnädigste Frau. Ich kenne den Mann ja nicht, habe ihn gestern zum ersten Mal gesehen.“

„Sie sehen ihn sehr oft,“ lächelte Frau von Neumann.

„Ich? — ich habe bisher nur ein einziges männliches Individuum auf dem Grundstück angetroffen, — und das ist ein alter Bauer, der nie grüßt. — Aber, mein Gott! — die Aehnlichkeit! — kann das?"

„Es war Mr. Mounod."

## III.

Herrn Mounods Prophezeiung traf ein. Es fiel Schnee, und der Frost ließ auch nicht auf sich warten. — Alt und Jung im ganzen Dorf, Mr. Mounod und Mr. Anatole mitinbegriffen, fing an zu — schlittern.

Wer auf diese Weise Mr. Anatole zu sehen erwartete, wurde enttäuscht. Nur des Abends und an entlegener Stelle schlitterte der Sauvage. Doch sorgte die mütterliche und schwesterliche Eitelkeit dafür, daß die Deutschen über die Bewegungen des „Aeltesten" im Laufenden blieben. Sein fortgesetztes Nichterscheinen wurde übrigens jetzt auch mit einer „Arbeit" entschuldigt.

Forbecker freute sich über Frost und Schnee. Die „bise" mußte jetzt im Westen des Sees fürchterlich hausen. Vielleicht veranlaßte sie Wehren, Genf den Rücken zu kehren. Genf war Nichts für Wehren, er war dort zu vielfach Versuchungen ausgesetzt. Welche

Art von Versuchungen seinem Freunde gefährlich werden konnten, das wußte Hauptmann Forbecker nur zu gut. Kannte er doch besser als jeder Andre die traurigen Umstände, die Jenen aus der Heimat fortgetrieben; hatte er sich's doch zur Aufgabe gemacht, über dem Freund zu wachen — nicht in dessen eigenem Interesse allein, sondern auch in dem eines anderen Wesens, das ihm theuer und dessen Zukunft bedroht war, wenn Jener seiner alten Leidenschaft zum Opfer fiel.

Noch heute wollte er an Wehren schreiben. Hatten doch die Mounods, die den neuen Hausgenossen mit jeder erdenklichen Fürsorge umgaben, ihn auf's Lebhafteste aufgefordert, den Freund einzuladen. —

Aber diese angelegentliche, fast übertriebene Sorgfalt ließ urplötzlich nach; die Familie bekümmerte sich nicht mehr um ihre Pensionaire. Nachrichten aus Hamburg versetzten das Haus in die größte Unruhe. Berthe hatte nach Geld geschrieben. Sie wollte heim; das Klima bekäme ihr nicht, sie müsse fort, um jeden Preis — gleich. Was konnte nur passirt sein? Es mußte Etwas passirt sein. Sie mußte krank sein. Der Hals? — Sie hatte schon ein paar Mal von rauhen Winden gesprochen, von häufigen Erkältungen und Heiserkeit. Gewiß, sie war krank, und schwer. Es war ihre

Art nicht, zu klagen. Sie schrieb eher weniger als mehr, um die Ihrigen nicht zu ängstigen.

Claire lief außer sich umher, Madame schlief nicht, und selbst Herrn Mounods Miene war sorgenvoll und bleich. Alle sahen Berthe womöglich bereits todtkrank auf dem Sterbebette.

Es wurde Familienrath gehalten. Briefe gingen ab an die Söhne in Genf, an die Töchter in Frankreich, um sie von der Gefahr, in der die Schwester schwebte, in Kenntniß zu setzen. Damit nicht genug, begab sich Anatole zu der in der Nähe verheiratheten Schwester, um mit ihr und dem Schwager die Angelegenheit mündlich zu besprechen. Er wäre bis nach Frankreich gefahren, wenn nur das nöthige Geld dazu vorhanden gewesen wäre.

„Anatole aime bien ses petits soeurs,“ sagte Claire mit begreiflichem Stolze.

Zu seiner Freude waren Schwester und Schwager ebenso davon überzeugt, daß schnelle Hilfe Noth that; sie waren nicht minder besorgt als er selbst. Der Schwager sandte augenblicklich die zur Heimreise erforderliche Summe an Berthe ab, und mit dieser trostreichen Nachricht kehrte Anatole heim. Er fand, daß der Vater in der Zwischenzeit auch nicht müßig gewesen war. Un-

ruhig über den Ausgang der Mission seines Sohnes hatte er sich die Summe, — Gott weiß wo? — zusammengeborgt und auch bereits abgesendet. Zur Rechtfertigung seines Handelns zeigte er Anatole eine Depesche aus Paris: „Schickt das Nöthige, werden es Euch ersetzen.“

Am Tage darauf langte zum Ueberfluß noch ein Brief der Söhne aus Genf an mit der Mittheilung, daß sie, in Aufregung über das Schicksal der „kleinen Schwester“, ihr sofort Geld nach Hamburg geschickt hätten.

Mademoiselle Berthe konnte also mit den Mitteln, die ihr nun zur Verfügung standen, dreimal die Rückkehr in das geliebte Vaterland antreten.

Was thut Berthe jetzt? Wie geht es ihr? Wird sie reisen können? Daß sie allein reisen muß! — So hieß es vom Morgen bis zum Abend.

Herr Wendt und Frau von Neumann nahmen aufrichtigen Antheil. Es wurde aber auch von Fräulein Gärtner und dem Hauptmann, die Berthe nicht kannten, eine ausschließliche Antheilnahme verlangt; auch für sie sollte es keinen anderen Gedanken, keine Sorge und kein Gesprächsthema mehr geben, als die Krankheit und Reise der blonden Berthe, und Alle sollten es

selbstverständlich finden, daß die Mounods weder Zeit noch Gedanken hatten, sich mit ihnen und ihrem Wohlbefinden zu beschäftigen. — Die rührende Liebe, welche die Mitglieder der Familie Mounod mit einander verband, machte dem Hauptmann den Grad der Aufregung erklärlich. Lag aber nicht in der souveränen Verachtung aller anderen Interessen, in dem fast brutalen Abthun aller Pflichten eine Anmaßung, die sagen zu wollen schien: Was uns angeht, sind wir! Ihr seid nur das Geschäft, von dem wir leben, die melkende Kuh! Der Bauer versorgt Kuh und Kalb auch gut und sieht zu, daß es ihnen an Nichts fehle. Aber wenn es im Hause brennt, wen wundert es, daß er des Viehes vergißt, um erst seine Angehörigen in Sicherheit zu bringen!

Der Hauptmann sprach seine Gedanken nicht aus. Herr Wendt und Frau von Neumann waren Familienenthusiasten. Fräulein Gärtner ließ wohl ab und zu eine Bemerkung fallen, die eine der seinen verwandte Auffassung zu verrathen schien. Aber im Allgemeinen war die Dame so zurückhaltend, daß es nicht leicht wurde, sie zu befragen. Sie unterhielt sich über Dinge, nicht über Personen. Dieser völlig unweibliche Zug ihres Charakters war ihm von vornherein aufgefallen.

## IV.

Loulou, der jüngste Sohn, war angekommen, die Angst um die Schwester hatte ihn hergetrieben. Er war ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, braun, mit einer breiten Narbe auf der linken Wange, von guten Manieren und mäßiger Intelligenz und bekleidete trotz seiner Jugend bereits eine leitende Stelle in einer Confitürenfabrik.

Hocherfreut, festgefrorenen Schnee vorzufinden, holte er sofort seinen Schlitten vom Boden herunter; aber durchaus kein Sauvage, wie sein Bruder Anatole, sondern zugänglich und verbindlich, lud er den Hauptmann zu dem Sport mit ein, und Beide verbrachten ein paar fröhliche Stunden zusammen. Als aber der unermüdliche Schweizer nach aufgehobener Tafel erklärte, bis zur Ankunft der Schwester weiter schlittern zu wollen, und Forbecker aufforderte, ein Gleiches zu thun, lehnte

dieser doch lachend ab. Er hatte für den Anfang genug und erwartete überdies am Nachmittag den Besuch seines Freundes Wehren, der ihn zu spät von seiner Absicht unterrichtet hatte, als daß es ihm möglich gewesen wäre, einen für die Familie gelegenen Tag zu verabreden.

Loulou wollte um drei Uhr mit père und Claire am Bahnhof zusammentreffen; dort sollte ein Wagen genommen werden, um die Kranke zu expediren. Den Wagen vorher zu bestellen, ging nicht an, denn Berthe hatte zwar ihre Abfahrt von Hamburg angezeigt, aber, wie Mädchen sind, mit keinem Worte des Zuges Erwähnung gethan, mit dem sie einzutreffen gedachte. Da man ihr indeß gerathen hatte, die Reise zwei Mal, vielleicht in Frankfurt und Basel, zu unterbrechen, so ließ sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie mit dem vorerwähnten Drei-Uhr-Zug, der ein Schnellzug war, ankommen würde. Madame bereitete das Bett und sorgte für heißen Thee und Wärmflaschen.

„Ist das nicht wirklich unangenehm," wiederholte der Hauptmann zum wer weiß wievielten Mal, „daß Wehren gerade heut kommt? Nach Petit Mont nehmen kann ich ihn nicht, und wo wird man im Dorf etwas Vernünftiges zu essen bekommen? Und was soll man

mit dem Menschen anfangen? Er langweilt sich zu Tode. Und ich kenne ihn, fällt der erste Besuch in's Wasser, so kommt er sicher nicht mehr."

„Thun wir unser Möglichstes!" schlug Wendt vor. „Die Gegend ist schön genug. Gehen wir spazieren! Vielleicht schließen sich uns auch die Damen an. Denn das Beste ist, man läßt heut die Mounods allein."

„Das ist eine Idee, Wendt! Frau von Neumann ist ausgezeichnet zu Fuß, Fräulein Gärtner weniger, aber man kann sich mit ihr unterhalten. Ich hasse ein Frauenzimmer, das nicht bis drei zählen kann."

„Claire kann's!" neckte Herr Wendt.

Der Hauptmann lachte: „Die — auch drei Mal drei! — Aber sehen Sie, da ist Wehren. Lassen Sie uns ihm entgegengehen!"

Die Sache machte sich wie von selbst. Premierlieutenant Wehren hatte, wie sich herausstellte, von Damen seines Regimentes Grüße an Frau von Neumann auszurichten. So mußte man ihn nach Petit Mont hinaufführen. Eine Aufforderung zum Spaziergang ergab sich danach leicht und ungezwungen und wurde bereitwilligst angenommen.

Frau von Neumann klopfte an Fräulein Gärtners Thüre. „Es geht auf's Signal!" rief sie in ihrer liebens-

würdig fröhlichen Weise. „Kommen Sie mit? — Ja? — Das ist schön. Wie sagen Sie? — es kann noch ein paar Minuten dauern, bis Sie fertig sind? — Schadet Nichts. Wir warten unten auf Sie; übereilen Sie sich nicht. — Nun bekommt aber Ihr Freund Nichts von den Mounods zu sehen," meinte sie bedauernd zu Forbecker gewandt.

„Ja, was ist da zu machen?" erwiderte dieser. „Sie rathen doch auch nicht, ihn heute einzuführen, oder soll ich ihn vielleicht gerade vorstellen —?"

„Es ist doch besser, nicht; Madame ist mit den Vorbereitungen beschäftigt, und später, wer weiß, wie krank die Berthe ankommt."

„Ja, ja! — aber es ist schade! — ich hätte gern gewußt, ob Wehren Lust hätte, herzuziehen. Na, und den Mounods schien auch daran zu liegen, daß ich ihn einlud —"

„Zweifellos!" sagte Herr Wendt und sah Frau von Neumann verständnißvoll blinzelnd an. Sie lachte; mit gutmüthigem Spott sagte sie halblaut, nur ihm und dem Hauptmann verständlich: „Ja, ich glaub', es ist wieder 'mal eine Schuhmacherrechnuug fällig. Aber es geht doch nun nicht, lieber Hauptmann," fügte sie lauter hinzu. „Ihr Freund" — hier wendete sie sich zu Wehren — „muß eben bald einmal wiederkommen."

Lieutenant Wehren verbeugte sich höflich mit demselben verschleierten Blick, mit dem er die Landschaft betrachtet hatte. Er hatte sehr schwere Lider und lange Wimpern, die seine Augen fast immer zur Hälfte verdeckten, was dem Antlitz einen etwas müden Ausdruck verlieh. Seine Erscheinung war eine vornehme; er war tadellos gekleidet. Sein Benehmen zeigte vollendete Beherrschung der Form. Alles in Allem war er der gerade Gegensatz seines Freundes.

„Sie haben es schön hier!“ sagte er und sah sich bewundernd um.

Die Bergkette, die in den heißeren Tagesstunden ein leichter Dunstschleier verhüllte, fing schon an, klarer zu werden; ihre gewaltigen Umrisse traten hervor und begannen sich vom Himmel abzuheben. Ungehemmt schweifte das Auge über die weite, graublaue Fläche des Sees, auf dem die malerisch wirkenden Segelboote mit den spitzen lateinischen Segeln gleich Vögeln mit ausgebreiteten Schwingen dahinschwebten. Aus der Ferne links schimmerte lichtumflossen das Rhonethal.

„Nicht wahr, es ist schön?“ rief entzückt Frau von Neumann. „Und der Eindruck schwächt sich nicht ab. Wir, die wir das Alles täglich sehen, empfinden —“

Sie sprach nicht zu Ende. Ein tolles Lachen klang vom Wege herauf. Laute Stimmen, jugendlich laute Stimmen wurden vernehmbar, dann wieder das helle, tolle Lachen.

Die scharf abfallende Wand des Hügels verwehrte den Blick auf die Straße.

„Wenn es nicht so ganz unmöglich wäre,“ sagte Frau von Neumann und sah nach der Uhr.

„Es sind Schlitterer,“ meinte Herr Wendt.

„Aber die Stimme klingt wie Loulou's Stimme, und sie kommen näher; und das Lachen, das Lachen ist wie —“

Sie schwieg lauschend, die Andern gleichfalls. Eine dunkle Stimme, eine helle, und dazwischen das tolle, seltsame Lachen.

Ein männliches Wesen kam pustend und keuchend den Abhang herauf. Es war Loulou, er zog etwas Schweres nach sich, sein Antlitz glühte vor Ausgelassenheit und Anstrengung. Er lachte etwas verlegen, als er der Deutschen ansichtig ward, wandte den Kopf und rief dem auf seinen Schlitten befindlichen Etwas ein paar Worte zu, worauf das seltsame Gelächter decrescendo ertönte. Jetzt ließ sich seine Last erkennen. Auf dem Handschlitten saß eine kleine vermummte Gestalt, die bis

über die Ohren in Pelzwerk steckte und nun auch den Muff fest an's Gesicht gedrückt hielt, um ihr Lachen zu ersticken.

Das sonderliche Gefährt hielt vor dem Hause still. Loulou grüßte befangen, die kleine Gestalt erhob sich kichernd; ein feines Näschen reckte sich aus der Boa hervor, ein winziges Mündchen folgte, eine kleine, weiße Hand hob den Schleier, und unter dem braunen Pelzbarett mit dem weißen Vogel guckten zwei blaue Augen groß, kokett und lachend hervor.

„Die Berthe!“ riefen zwei Stimmen zugleich.

Das kleine Wesen lachte und schüttelte sich, als ob es ein Hauptspaß wäre; dann warf sie die blauen Augen herum und blickte die Herren der Reihe nach langsam, mit göttlichster Unbefangenheit, an.

„Die soll hübsch sein!“ sagte der Hauptmann empört zu sich. „Ein ganz ausdrucksloses Gesicht; sommersprossiger Teint, farblose, dünne Lippen!“

Er schien mehr ihren Beifall zu haben; sie sah ihn noch immer ungenirt an. Plötzlich lachte sie ihm in's Gesicht. „Ich bin die Jüngste!“ sagte sie kichernd. „Meine Schwestern kennen Sie doch!“

„Gewiß, mein Fräulein, da ich bereits seit vierzehn Tagen die Ehre —“

„Oh," lachte sie, „wie komisch! Nun, dann habe ich mich geirrt. Ich dachte, Sie wären erst heute zum Besuch gekommen. Loulou erzählte doch, — entschuldigen Sie —"

Sie wandte ihren musternden Blick auf Wehren.

„Ich bin es, mein Fräulein, der heute zum Besuch gekommen ist."

Lieutenant Wehren verbeugte sich steif und förmlich, indem er sie ebenso groß ansah, wie sie ihn. Seine Haltung war kalt und verweisend, mißfälliger Ernst blitzte aus seinen Augen. Der tadelnde Ausdruck dieser großen, jetzt durchaus nicht verschleierten Augen verwirrte die lächerliche kleine Person doch etwas; freilich nicht auf lange.

„Schade!" Sie kehrte sich zu dem Hauptmann um und kicherte wie ein Kobold.

„Was ist schade?" fragte dieser. „Daß ich nicht erst heut zum Besuch gekommen bin?"

Da wollte sie sich todtlachen. „Nein! nein! Im Gegentheil! Das heißt, — ich meine, — Sie könnten doch alle drei zur Familie gehören."

„Berthe!"

Madame stand erstarrt in der Thür. Sie glaubte einen Geist zu sehen. „Du? — wie kommst Du hier=

her? Wo ist der Wagen? wo ist Papa? — Du bist nicht krank?"

Berthe lachte. Loulou antwortete statt ihrer: „Ich fand sie, als ich auf den Bahnhof wollte, — frisch und gesund, — das Gepäck ist noch dort!"

„Gesund! Frisch und gesund!" wiederholte Madame. Sie schien nicht begreifen zu können. „Nicht krank?"

„Natürlich war ich krank; mal du pays, — das ist auch eine Krankheit."

„Du ungerathenes Kind," brach jetzt ihre Mutter los. „Da machst Du uns Angst? Da schreibst Du so einen Brief, da läßt Du Dir Geld schicken? Der Vater schickt Geld und die Brüder und der Schwager. Dreimal Geld! Was hast Du mit all dem Gelde gemacht?"

„In die Tasche gesteckt! Erster Klasse gefahren, — weil Ihr's doch wollet. Höchst angenehm! — Aber Nichtraucher? — Damencoupé? — Nein! — Brrr!"

Sie schüttelte sich lachend.

„Und Du hast nicht in Frankfurt übernachtet? Wenn Du Dich nur nicht zu sehr angestrengt hast. Wir schrieben Dir doch, Du solltest — Aber was rede ich denn? Das Mädchen ist ja nicht krank."

„Ich glaube fast," lachte Berthe, „Ihr bedauert es, daß ich nicht krank bin. Herr Wendt sieht ganz

danach aus." Sie warf ihm einen koketten Blick zu. „Und Du — Rabenmutter!"

„Schwatze nicht Unsinn, Berthe!" rief Claire, die jubelnd aus dem Hause gestürzt kam und sie umarmte. „Aber Du hättest wirklich nicht nöthig gehabt, mère so zu erschrecken! Und père gar, der Dich unten erwartet!"

„Und Du, kleine Schwester, predige nicht Moral!" lachte der Kobold und küßte sie. „Da, da! Das ist doch noch eine Schwester!" rief sie, indem sie abwechselnd küßte und lachte. „Aber was für eine Mutter! Freut sich nicht 'mal, ihre Jüngste wiederzusehen!"

Damit versuchte sie, Madame zu umhalsen, wurde jedoch energisch abgewiesen. „Erst will ich wissen, warum Du Dich krank gestellt hast."

„Ich wollte nach Hause, einfach! — Komm, komm, mère," lachte sie. „Sonst hättet Ihr mir doch kein Geld geschickt. — Siehst Du, ich bangte mich so; ich war krank vor Sehnsucht nach Hause. Erst hier bin ich wieder gesund geworden."

„O Du!" brummte Madame ingrimmig zwischen den Zähnen. „Das ist ganz Deine Art. Ich hoffe nur, père wird's Dir ordentlich sagen. Deiner Schelte entgehst Du nicht."

Berthe lachte nur stärker, mit dem gezwungenen

Ton Jemands, der vor Fremden thun möchte, als ob er die Drohung nicht fürchte. „Adieu, meine Herren!“ Sie warf ihnen Kußhändchen zu. „Jetzt muß ich mich waschen. Auf Wiedersehen, heut Abend! Man sieht Sie doch Abends, nicht wahr? Adieu, adieu!“

Nach einem letzten koketten, Alle umfassenden Blicke hüpfte sie lachend zur Thür hinein.

Claire folgte ihr langsamer. „Loulou, geh dem Vater entgegen! Willst Du? Er wird in Sorge sein.“

„Ja, Loulou!“ Berthe steckte noch einmal den Kopf zur Thür hinaus. „Bereite ihn vor, hörst Du?“

„Ah, mir scheint, Kleine, Du hast doch etwas Angst.“

„Natürlich hab' ich Angst! Aber das brauchst Du ihm nicht zu sagen!“

— — — — — — — — — — — — — —

Die Herren gingen selbstverständlich am Abend nicht hin. Sie hatten sich mit Lieutenant Wehrens zu kurzer Anwesenheit entschuldigen lassen.

Infolgedessen empfing sie Mademoiselle Berthe am nächsten Morgen mit einer kleinen schmollenden Miene, die ihr allerliebst stand. Gut stand ihr auch die leichte Schlummerröthe, die noch auf ihren Wangen lag; sie war eben erst aufgestanden. „Nach den Strapazen der

Reise," entschuldigte sie sich lachend. Sie trug eine einfache, graublaue Blouse und einen ebenso einfachen Rock.

„Wo ist denn Mr. Wehren?" fragte sie gleich. „Abgereist? So, so —" Sie lachte.

„Ja, aber er hat versprochen, bald wieder zu kommen."

Der Hauptmann log, sein Freund hatte Nichts dergleichen gethan. Er hatte im Gegentheil sein Mißfallen an Berthe, ein Mißfallen, das Forbecker übrigens theilte, so offen ausgesprochen, daß das allein wohl genügte, ihn fern zu halten. Aber Forbecker brachte es nicht über das Herz, heute, wo Berthe ihm besser gefiel, ihr Unangenehmes zu sagen.

Er beobachtete sie unausgesetzt und machte dabei drei Bemerkungen, die ihn sehr überraschten. Erstens war sie nicht dumm, wofür er sie gehalten, trotzdem sie schwatzte, was, wann und wie es ihr durch den Kopf fuhr, und bei jedem Satz lachte, wie schon gestern. Zweitens war ihr Lachen, obwohl es an und für sich nicht melodisch klang, sehr anziehend, weil sehr ausdrucksvoll, indem es jedesmal ganz genau ihre Stimmung wiedergab. Drittens war sie trotz aller anscheinenden Sorglosigkeit recht aufgeregt.

Ihre Augen streiften oft ängstlich das Gesicht der Mutter, und bei jedem Klingeln fuhr sie zusammen. Gespannt blickte sie auf die Briefe, die Claire endlich in's Zimmer brachte. Einer trug eine deutsche Marke.

Sie sprang hastig auf. „Claire," rief sie, „komm schnell, ich habe Dir Etwas zu sagen," und verschwand mit der Schwester.

Madame öffnete langsam ihre Correspondenz. Sie las gemächlich und mit Behagen, bis die Reihe an den Brief aus Deutschland kam. Da verfinsterte sich ihr Gesicht. Ihr Unmuth wurde stärker, je weiter sie las. Ihre Hände ballten sich, die Nachrichten mußten sehr böse sein.

Sie erhob sich geräuschvoll. „Berthe!" rief sie mit zornbebender Stimme.

„Berthe!" schrie sie im Flur, im Nebenzimmer, das ihr und ihrer Töchter Schlafgemach war.

Keine Antwort! Alles still!

Der Verbrecher hatte sich dem Arm der Gerechtigkeit entzogen.

## V.

Hauptmann Forbeckers Zimmer wurde von Grund aus gereinigt. Diese Procedur fand nicht oft statt, war aber sehr nöthig, da für gewöhnlich Dubois mère und Dubois fille sich nur schwer dazu verstanden, Etwas für die Säuberung der Zimmer zu thun. Aber selbst wenn ein männlicher Kopf die Nothwendigkeit des „Reinmachens“ begreift, so empfindet ein männliches Gemüth die Thatsache des Ausquartiertseins darum nicht minder schmerzlich.

Wo sollte er nur bleiben? Er hatte Nachmittag Stunden bei Claire. Claire war eine gestrenge Lehrerin, und er konnte weder seine Grammatik, noch die Gallicismen. — Er lief verzweifelt auf die Straße.

Zum Glück stieß er vor der Thür auf die gestrenge Lehrerin; sie wurde zu seiner Erretterin aus der Be=

drängniß. „Arbeiten Sie drüben bei uns, das Eßzimmer ist frei. Berthe ist ausgegangen, und die Mutter hat in der Küche zu thun.“

Der Verjagte nahm also von dem Eßzimmer Besitz und studirte auf Tod und Leben Grammatik und Gallicismen. Das heißt, er wollte studiren, aber der Zug im Zimmer störte ihn. Das Fenster stand offen und die Thür des Nebenzimmers auch; dort mußte ebenfalls ein Fenster geöffnet sein, denn die weiß und blauen Perkalvorhänge hinter dem Clavier flogen hin und her. Aergerlich stand er auf und schloß das Fenster.

Dann gingen nacheinander in der Küche die verschiedensten Hantirungen vor sich. Jetzt wurde Fleisch gehackt, daß es eine Lust war. Der junge Offizier hob mißmuthig den Kopf.

Er erblickte in dem Augenblicke draußen im Garten Berthe, die vorsichtig das Haus umschlich, um unbemerkt durch die Seitenthür Eintritt zu gewinnen. Sie klinkte leise, leise die Thür auf und zu, huschte mit Katzentritten an der Küche vorbei, die Treppe hinauf — o weh! — da knarrte eine Stufe.

„Das ist Berthe!“ schrie Madame aus der Küche und stürzte sich auf ihr Opfer.

Ihr Zorn entlud sich in Ausdrücken einer Stärke, von der sich Forbecker keine Vorstellung hätte machen können.

Er saß entsetzt. Den Ausgang gewinnen, ohne gesehen zu werden, war nicht möglich, weil die Thür des Schlafzimmers demselben gegenüber lag; und sie stand offen. Sich sehen lassen, hieß eine zu große Unzartheit begehen. Er war zum unfreiwilligen Lauscher verdammt.

Es tröstete ihn einigermaßen, daß so schnell gesprochen wurde. Er sagte sich, daß er nicht viel verstehen würde.

Aber! er verstand noch genug! — Die Laute kamen von allen Seiten zu ihm. Wenn doch die Frau nur Thüren und Fenster schließen wollte! Sie mußte sich mitten im Zug befinden. Ganz gewiß, die nächsten Tage wurden wieder im Zeichen des grau und weiß gestreiften Kopftuches stehen.

Jetzt war Madame dicht an der Thür hinter den Perkalvorhängen, er hörte deutlich, was sie sagte: „Hab' ich mir gleich gedacht, daß dahinter was steckte. Du bist nicht umsonst so über Hals und Kopf weggefahren. Mein Fräulein Tochter hat einen Korb gegeben."

„Ich habe keinen Korb gegeben, Mutter. Ich bin abgereist, um das zu vermeiden."

„Das bedeutet das Gleiche! Sich so eine Aussicht entgehen zu lassen! Tante ist schön böse — und Recht hat sie. Thut Alles, was sie kann, um den Menschen zu ködern; und nun er angebissen, da läßt Du ihn laufen. Was denkst Du Dir denn? Worauf wartest Du denn? Glaubst Du, man findet alle Tage eine halbe Million auf der Straße?"

„Er war so alt, Mutter."

„Was macht das aus? Ein armes Mädchen kann nicht wählen; sie muß nehmen, was sich ihr bietet. — Und an uns denkst Du gar nicht? Du weißt wohl nicht, wie nöthig uns eine reiche Heirath ist."

„Schicke doch Claire, daß sie eine reiche Heirath macht. Wozu muß ich es gerade sein?"

„Weil Du zu Nichts nutz bist im Hause!"

Berthe lachte gekränkt.

„Claire, die brauch' ich, die thut was. — Da denkt man, das Mädchen ist versorgt, und nun hat man sie wieder auf dem Hals."

„Also Zimmer rein machen ist Nichts und Stunden geben ist auch Nichts? — Mutter, Du weißt ja, ich

brauche so wenig für Putz, ich gebe Dir Alles," versprach sie schmeichelnd.

„Putz Dich lieber und heirathe!"

„Das kann ich hier auch," rief Berthe übermüthig, „mit all den Herren!"

„Bah, Offiziere! Du weißt doch, die dürfen kein Mädchen ohne Mitgift heirathen. Der Butterhändler war toll verliebt in Dich, schreibt die Tante. Alles hätt' er für Dich und die Deinen gethan. — Aber Du kehrst wieder zurück, verstehst Du?"

Berthe lachte trotzig. „Da gieb Du Dich keiner Hoffnung hin, Mutter. Hier bin ich und bleib' ich. Aber beruhige Dich, ich mach' schon noch jemand Anders toll verliebt in mich. Wendt zum Beispiel! der ist auch alt und auch Kaufmann oder so was Aehnliches; da ist das ja gerade, was paßt."

„Wendt, der wär' mir der Rechte! Hat keinen Pfennig, und irgendwo eine geschiedene Frau und erwachsene Kinder."

„Na, wenn sie geschieden ist."

„Ich sag' Dir, sie ist nicht geschieden!"

„Nun sag' ich mit Dir: was macht denn das aus?" lachte das übermüthige Mädchen.

Die Stimmen entfernten sich, und der Hauptmann

wollte schon aufathmen. Da klang Berthe's Organ wieder sehr energisch dicht hinter der Thür: „Jetzt laß mich in Ruh', Mutter! Verstehst Du? Wenn Du nicht aufhörst, — ich lauf' aus dem Hause, oder" — hier lachte das Mädchen schon wieder — „ich schrei' es in alle Welt, weshalb ich aus Hamburg weggelaufen bin und weshalb mich der Hauptmann Nichts angeht, und daß Mr. Wendt irgendwo eine geschiedene Frau hat, die nicht geschieden ist."

Das half. Madame wurde ganz still. Sie kannte vermuthlich ihre Tochter, dies enfant terrible brachte Alles fertig. Zunächst war es besser, zu schweigen.

Forbecker hörte, wie sie sich brummend entfernte, hörte ein leises, triumphirendes Lachen von Berthe und nach einer kurzen Pause:

„Was? nur Einen? Nein, Alle, das ganze Haus mach' ich verliebt in mich!"

Sie kicherte, dann schlüpfte sie leisen Fußes die Treppe hinauf.

„Uff!" sagte der Hauptmann. „Endlich!" Er raffte seine Bücher und Hefte bunt durcheinander vom Tische auf und verließ eiligst das Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es gelang ihm beim nächsten Zusammentreffen nur

schwer, völlige Unbefangenheit zu heucheln. Aber wo kein Argwohn ist, ist keine Aufmerksamkeit. Niemand von den Betheiligten ahnte, daß das geräuschvolle Gespräch einen Zeugen gehabt hatte, und der Horcher wider Willen kam mit seinem bösen Gewissen davon. Er dagegen war völlig in der Lage, das fieberhaft Aufgeregte in der verwegenen Lustigkeit der blonden Berthe herauszufühlen; und aus gewissen Schatten, die von Zeit zu Zeit über das glatte Antlitz der Mutter zogen, aus der grob vorgeschobenen Unterlippe, die dem Gesicht etwas brutal Verbissenes verlieh, und den unterdrückten Malicen, welche zu der Tochter hinüberflogen, um jedoch jedesmal eine ebenso geschickte wie schnippische Abwehr zu finden, schloß er, daß die „Jüngste" noch immer bei ihr in Ungnade war.

Der Vater beherrschte seinen Zorn meisterlich, falls er solchen verspürte. Er fand sich jetzt des Oefteren ein, sei es am Abend oder im Laufe des Tages, wenn er von irgend einer Tour, die er in Geschäften in die Berge unternommen hatte, zurückkehrte; das heißt also, wenn er so wie so Toilette gemacht hatte. Es ließ sich nicht behaupten, daß er mit seinem Kragen auf besserem Fuße stand, aber er war derselbe angeregt, geistreich und heiter plaudernde Gesellschafter, derselbe

zärtliche Gatte und Vater. Von seiner Seite war für das Tableau ungetrübter Familienharmonie, das die Frauen darzustellen sich bemühten, Nichts zu befürchten.

So war es auch nur dem noch zu starken Unwillen der Mutter zuzuschreiben, daß Andeutungen fielen, die den Deutschen das Geheimniß verriethen. Bald wußte es das ganze Haus, daß Berthe in Hamburg einen steinreichen Freier verschmäht hatte, blos weil sie ihn nicht liebte; und es wob sich dadurch um das Haupt des jungen Mädchens allmählich ein Glorienschein, an dessen Herstellung schließlich Niemand eifriger arbeitete, als die erzürnte Mutter selbst. Sie war viel zu klug, um nicht einzusehen, welches Capital sich aus dem Ereigniß schlagen ließ, denn man erwartete immer noch Lieutenant Wehren, von dem der offenherzige Hauptmann nicht aufhörte zu sprechen, dessen Gaben und Eigenschaften er in seiner bewundernden Freundschaft nicht aufhörte zu rühmen. Dann aber lag es auch in dem innersten Bedürfniß der Familie, sich nicht nur Fremden gegenüber im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, sondern sich auch thatsächlich gegenseitig zu idealisiren.

Die Eintracht, welche anfangs nur eine scheinbare gewesen war, wurde dadurch zu einer wirklichen, und

Nichts trübte den wolkenlosen Himmel eines glücklichen Familienlebens, das seinen verklärenden Schimmer auch auf die Pensionäre warf, als gelegentliche Lieferantenrechnungen, neuralgische Zahnschmerzen und Briefe der Tante aus Hamburg, die den Millionär noch immer nicht verloron geben wollte.

## VI.

Diese Atmosphäre des Friedens, des allgemeinen guten Willens und der gegenseitigen Vergötterung benutzte die blonde Berthe allen Ernstes dazu, das auszuführen, was sie sich vorgenommen hatte, nämlich das ganze Haus verliebt in sich zu machen. Nur über Einen warf sie ihre Netze nicht aus, das war der Hauptmann; den betrachtete sie als ausschließliches Eigenthum ihrer Schwester.

Bei der unverkennbaren Eroberungslust der jungen Schönen war diese geschwisterliche Rücksicht nicht hoch genug anzuschlagen, und zu Claires Ehre sei es gesagt, daß sie im gleichen Falle ebenso gehandelt haben würde. Sich gegenseitig in's Gehege zu kommen, wäre beiden als Treubruch erschienen.

Ob nun die Großmuth der „Jüngsten", die sie im Augenblick nicht zu erwidern im Stande war, die um

ein Jahr ältere Schwester bedrückte, ob sie aus Interesse für den Hauptmann ihr Wohlwollen auch auf dessen Freund ausdehnte oder ob vielleicht neue Ebbe in der Familienkasse die treibende Ursache war, — Thatsache ist, daß die braune Claire nicht aufhörte, das Gespräch auf Mr. Wehren zu lenken, dessen Bekanntschaft zu machen, sie leider damals die Umstände verhindert hätten.

Fragte man den Hauptmann, warum sein Freund noch immer nicht kam, so war er um eine Antwort verlegen, da er den wahren Grund, nämlich den, daß Wehren absolut Nichts daran lag, die Bekanntschaft der Familie zu machen, doch nicht wohl angeben konnte. Wehren hatte sich nur einmal spöttisch erkundigt, ob diese „alberne Person" denn immer noch so dumm lache, und damit war sein Interesse erschöpft. Der Versicherung, daß gerade diese alberne Person sehr reizend sei, schenkte er keinen Glauben.

Er kam dann schließlich doch einmal an einem Tage, an dem er absolut nichts Besseres anzufangen wußte. Dafür, daß er gezwungen und widerwillig auf die Einladung eingegangen war, zog er sich noch mit ziemlichem Anstand aus der Affaire. Er sprach zwar nicht viel, aber die anderen Herren auch nicht, denn die

jungen Damen führten das Wort; so deckte die Schweigsamkeit Jener die seine. Er blieb zum Abendessen, und das war Alles, was Madame — heute wenigstens — im Interesse der eingetroffenen Schneiderrechnung verlangte. Er blieb sogar noch nachher da, was mehr war, als die jungen Damen von ihm erwartet hatten. Das Urtheil über ihn war denn auch ein den übertroffenen Erwartungen entsprechendes. Claire nannte ihn höchst gentlemanlike, feingebildet. Es war klar, daß er aus bester Familie stammte; er hatte so vollkommene Manieren.

Sie betonte die „vollkommenen Manieren“ mit einem Blick auf den Hauptmann. Der Mann machte ihr zu schaffen. So sehr sein gutes Herz, seine Gescheitheit, die Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters, — mit der er ein gegebenes Eheversprechen auch sicherlich einlösen würde, — bei ihr für ihn sprachen, seine Manieren waren gegen ihn. Ihm fehlte der äußere Schliff. Die feinfühlige Französin empfand seine unbewußten Verstöße gegen den feinen und feinsten Ton, seine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen Formen, doppelt schwer. Heirathen wollte sie ihn jedenfalls, — aber zuerst sollte er umgemodelt werden. So erzog sie denn unablässig an ihm herum, und weil er ihre Anspielungen

oft nicht verstand, vielleicht auch nicht verstehen wollte, in immer deutlicherer Weise.

„Du siehst doch, er ärgert sich," sagte Berthe. „Was wiederholst Du immer dieselben Dinge? Schweig doch still davon."

Aber Claire konnte nicht stillschweigen, um so weniger, als er sich ihre Angriffe gefallen ließ. Solange dieselben gutmüthiger Natur blieben, hörte er mit einem belustigten Lächeln zu. Machte sie Ernst, dann sah er verletzt aus, ohne Etwas zu erwidern, und das reizte sie besonders. Daß es oft geschah, weil er in der fremden Sprache der Erwiderung nicht fähig war, daran dachte sie nicht. Nur wenn es ihm zu bunt wurde, raffte er sich zur scharfen Gegenwehr auf; seine Schläge trafen dann immer, wuchtig, stark, aber graziös, gefällig war er nie. Das behagte der graziösen Französin wiederum wenig. Claire dachte eben zu viel an das, was ihr zusagte; sie zog die Gefühle der Andern zu wenig in Rechnung. Der Hauptmann vergaß ihre Ausfälle nicht.

„Du bist unklug, Claire, Du beleidigst ihn, Du verletzest ihn. Gestern hatte er Thränen im Auge," sagte Berthe.

„Ich weiß es, aber ich kann nicht anders."

„Du schadest Dir,“ warnte die jüngere Schwester in ihrer kühl besonnenen Weise.

Der blonden Berthe konnte es freilich nicht passiren, daß sie sich schadete. Halb aus angeborenem Tact, halb aus wirklicher Zartheit des Herzens kannte sie bei allem verwegensten Sichgehenlassen doch ganz genau die Grenze, über die sie hinaus nicht durfte. Sie sagte die „schrecklichsten“ Dinge unbekümmert heraus, aber ihre verblüffende Offenheit richtete sich meist gegen sie selbst, und die Unbesorgtheit, mit der sie sich äußerte, nahm den Dingen ihre Spitze. Andern gegenüber fand sie fast immer an rechter Stelle das rechte Wort, oder — sie schwieg. Nicht etwa aus Schwäche oder Unfähigkeit; bei einer Reibung mit ihr zog jeder Andere unweigerlich den Kürzeren, aber sie verstand sich so mit den Menschen zu stellen, daß keinerlei Reibung möglich war. Was immer von Personen und Ereignissen in ihren Lebensweg trat, versuchte sie zwar auch in erster Linie sehr geschickt zu bearbeiten, aber sie erkannte viel schneller als Claire was Form annehmen konnte und was nicht. Sie verschwendete keine unnütze Mühe; Hindernisse, die nicht zu bewältigen waren, ließ sie einfach liegen, umging sie; unangenehmen wich sie aus. Was aber erreichbar war, erreichte sie, ohne daß die Betreffenden es merkten.

„O, elle est fine, ma soeur, elle est fine! Vous n'avez pas d'idée, comme elle est fine," versicherte Claire, und die Mutter sagte: „Sie werden es kaum glauben, aber Claire muß thun, was Berthe will. Sie hält sie am Schnürchen, und uns auch. Ehe wir uns dessen versehen, hat sie uns, wo sie uns will. Elle est fine!"

## VII.

Findest Du nicht, Berthe, daß Mr. Wehren sehr distinguirt aussieht?“ fragte Claire; sie hatte die Gewohnheit, an das Urtheil der jüngeren Schwester zu appelliren.

„Er sieht aus wie eine unausgebackene, verschlafene Semmel.“

Der Hauptmann lachte laut auf. Er sah den Freund vor sich, hoch schlank, semmelblond das Haar, der lange, weiche, wohlgepflegte Schnurrbart desgleichen, semmelblond die Gesichtsfarbe, die langen Wimpern, der Ueberzieher, der Hut.

Claire durchforschte noch ängstlich die Gesichter der Uebrigen nach dem Eindruck, den Berthes Bemerkung gemacht hatte.

„Nicht ausgebackene Semmel ist gut,“ meinte Wendt, „Aber wieso verschlafen?“

„O, darin hat Berthe nicht ganz Unrecht," rief Claire; da Niemand beleidigt schien, war sie muthiger geworden. „Er macht ja niemals die Augen auf.

„O doch, Claire, manchmal macht er sie auf. Aber das ärgert mich immer, es geschieht mit Ostentation."

„Warum lachst Du auch so unaufhörlich, so sinnlos, Berthe?" sagte die Mutter. „Man merkt es ihm an, daß er es nicht leiden kann."

„Mag er sich doch mit seinen eigenen Schwächen beschäftigen! Er hat sicher genug; umsonst sieht man nicht so verlebt aus."

„Berthe, jetzt werde ich aber ernstlich böse."

„Nun! sieht er etwa nicht blasirt aus, nicht schlaff nicht apathisch? Und sein gelangweiltes Schweigen? Da soll er doch lieber nicht herkommen, wenn's ihm bei uns nicht gefällt; mich ärgert diese ewige Richtermiene."

Der Hauptmann fühlte sich zur Vertheidigung seines abwesenden Freundes veranlaßt. „Sie thun Wehren Unrecht, er ist immer ein stiller Gesellschafter, überall. Es ist wahr, sein Gesicht hat etwas Mattes, Ausdrucksloses, wenn er so still dasitzt — aber ich versichere Sie, Wenige sind so frisch, so unberührt, so wenig blasirt wie er."

„Das sieht man sofort," bestätigte Madame, die für dergleichen Dinge einen sehr scharfen Blick besaß.

Berthe schwieg unüberzeugt still. Ihrer Unerfahrenheit fehlte die feine Fähigkeit der Unterscheidung; sie fühlte instinctiv etwas Erschöpftes an dem jungen Menschen heraus, das im Widerspruch zu seinen Jahren stand, aber es war nicht die Blasirtheit der Jugend, die Alles genossen hat. Er hatte noch Etwas vom „bon enfant', an sich, das in seinem frischen, kindlichen Lächeln deutlich hervortrat. Seine ganze Denkweise, die Zartheit seines Ausdrucks, seine Manieren kennzeichneten den Menschen, der, unter dem Einfluß edler Frauen aufgewachsen, einfach und rein geblieben war. Auch machte er trotz der überschlanken Figur und der matten Gesichtsfarbe den Eindruck einer gesunden, ausdauernden Natur. Nur wenn er so plötzlich die Augen aufschlug, in denen intensives Leben glühte, wenn man diese flammenden blauen Augen mit dem in der Ruhe schlaffen Gesicht verglich, hatte man die Empfindung, als stände dieser Mann im Banne einer Leidenschaft, die ihn für alles Andere im Leben erschöpft und ermattet zurückließ.

---

## VIII.

Wie aus Berthes inpertinenten Bemerkungen hervorging, kam Lieutenant Wehren jetzt häufiger nach R. Der Ort gefiel ihm nach längeren Ausflügen in die liebliche Umgebung so gut, daß er allen Ernstes die Frage der Uebersiedelung erwog für den Fall, daß ihm seine Genfer Pension unerträglich würde. Er fand jetzt allerlei an dieser Pension auszusetzen, die ihn bisher völlig befriedigt hatte.

„Seitdem diese Griechen, Rumänen, Bulgaren und anderes Gesindel da sind, wird's wirklich unleidlich, Forbecker. Daß dieser Anapoli, oder wie er sonst heißt, ein Schwindler ist, davon sind wir jetzt Alle fest überzeugt."

„Warum entlarven ihn denn die Kameraden nicht einfach?"

„Lange dauert es nicht mehr. Wir warten nur auf Beweise, er soll auf der That ertappt werden. Es scheint ein Trick mit einer Karte, die er unter dem Tisch mit Wachs beklebt. — Er wird jetzt scharf beim Spielen beobachtet; von uns, die wir nicht mitspielen, besonders."

„Von uns? Bist Du —? — Wozu bist Du dabei?"

Fliegende Röthe schoß dem jungen Mann in's Gesicht. Er sah einen Augenblick unsicher fort.

„Befürchtet Nichts!" sagte er dann.

„Ich bin dennoch in Sorge. Es giebt ein sehr abgedroschenes Sprichwort, das aber sehr Recht hat: ‚Wer sich in Gefahr begiebt —' die Fortsetzung kennst Du."

Wieder überflog eine peinliche Röthe Wehrens Antlitz. Er faßte sich aber, richtete sich stolz und hoch auf, und Forbecker voll und offen ansehend, sprach er: „Du vergißt, daß ich mein Wort verpfändet habe!"

Der Hauptmann legte zärtlich den Arm um die Schultern des Freundes. „Ich vergesse Nichts, alter Junge; aber Niemand soll die Gefahr aufsuchen. Mir wäre viel lieber, Du hättest mit der ganzen Angelegenheit

Nichts zu schaffen. Ueberlaß doch den fatalen Gesellen Andern! Warum schickt ihn nur die Wirthin nicht fort?"

„Weil sie eine Thörin ist. Sie will ihr Geld nicht verlieren, sagt sie, hofft immer noch, daß er bezahlen wird, und sieht nicht ein, daß sie je länger, je mehr verliert. Zweihundert Franken schuldet er ihr schon. Nun ich denke, er wird sich bald einmal fangen."

Forbecker schüttelte unzufrieden den Kopf. Es beunruhigte ihn lebhaft, daß Wehren bei der Entlarvung des Schurken betheiligt sein sollte; wärmer als je befürwortete er die Idee der Uebersiedelung.

Wehren wurde aber trotz seiner wiederholten Besuche nicht etwa gesprächiger; er begnügte sich meist damit, schweigsam dazusitzen und nur von Zeit zu Zeit bei Berthes tollem, unausgesetztem Lachen und Scherzen seine Augen in stummem Vorwurf zu erheben.

Madame Mounod war sehr unzufrieden mit ihrer Tochter. Sie und Claire bemühten sich, die „Jüngste" zur Vernunft zu bringen. „Nun hat man ihn endlich so weit, daß er kommt, da wird das Mädchen mit ihrem sinnlosen Gebahren wieder Alles verderben."

„Sie müssen wirklich nicht denken, Mr. Wehren, daß Berthe so unvernünftig ist, wie sie erscheint. Sie

ist im Grunde viel ernster," sagte die Mutter, und Claire setzte hinzu:

„Es ist nur ihre Art, sie lacht so natürlich, wie ein Anderer athmet."

„Ja," fuhr Madame fort, „sie ist ein seltsames Mädchen, schon als Kind war sie so. Wenn sie Schelte bekam, wenn sie Etwas zerbrach, lachte sie; nicht aus Unart. Ich hab' es zu Anfang dafür gehalten und hab' sie gestraft, aber bald sah ich ein, daß sie nicht anders kann; es liegt in den Nerven. Immer, wenn sie etwas Trauriges sieht oder hört, muß sie lachen. Ich kann sie zum Beispiel auf Condolenzvisiten nie mitnehmen, — sie lacht den Leuten geradezu in's Gesicht. Stellen Sie sich vor, einmal, — Sie kennen doch Loulou? — Loulou ist Berthes Lieblingsbruder, wie Anatole der Claires ist. — Haben Sie die Narbe auf seiner Wange gesehen? — Nun, die beiden Knaben spielten einmal vor dem Hause. Vater hatte ihnen ein Gewehr geschenkt; Gott weiß, wo sie sich Pulver und Blei verschafft hatten, kurzum, — ich bin in der Küche und höre einen Schuß. Ich weiß nicht, wie schnell ich zur Thür hinaus bin, aber Berthe ist noch schneller und sieht es zuerst: Anatole steht da, todtenbleich, ein Bild starren Entsetzens, und auf dem Boden liegt Louis mit

blutüberströmtem Gesicht. Da hat das Mädchen laut aufgelacht, sag' ich Ihnen; es klang schrecklich. Vater kam dann hinzu und hat den Knaben in's Zimmer getragen und auf's Sopha gelegt. Da hat sich Berthe zu ihm gesetzt, hat Loulous Hand gehalten und ihm in's Gesicht gesehen und hat immer wieder von Neuem gelacht. Ich versichere Sie, es war nicht mehr zum Anhören!"

Lieutenant Wehren schwieg dazu, wie zu allen Entschuldigungen. Vielleicht wollte es ihm nicht in den Sinn, daß Jemand so natürlich lachen könne, wie Andere athmen. Er wurde auch nicht duldsamer gegen das Mädchen; er saß mürrisch da, wie der verkörperte. Protest. Persönliche Empfindlichkeit war dabei nicht im Spiel, sein Gesicht erhellte sich sogar jedes Mal, wenn Berthe ihre tollen Neckereien gegen ihn selber ausspielte Das kam aber selten vor, denn sie hatte Angst vor ihm, seine Gegenwart bedrückte sie. Auch wenn sie ihn nicht ansah, fühlte sie seinen Blick in stetem Vorwurf auf sich ruhen, sie athmete jedes Mal auf, wenn er das Haus verlassen hatte. So fand auch sie es allein lächerlich, mit Dubois mère wegen des Zimmers zu sprechen. „Ach, geht doch! Dem ist sein Genf mit allen Zerstreuungen und Vergnügungen viel zu lieb. Ist auch

ganz gut so, er gießt doch nur kaltes Wasser auf all' unsere Fröhlichkeit. Wenn er nicht da ist, ist es noch einmal so hübsch."

Die Mutter tadelte solche Reden scharf. Claire suchte die Abneigung zu bekämpfen, die sie nicht begriff.

„Seit wann hast Du eine Vorliebe für unausgebackene Semmeln?" fragte das tolle Mädchen. „Deiner ist doch braun!"

Sie that auch ihrer Zärtlichkeit für die Schwester keinen Zwang an, trotzdem sie sah, daß der Fremde sich ärgerte.

„Warum müssen die Mädchen denn ewig zusammenkleben? Sie sind doch keine Siamesen. Albern! in Deutschland thun das nur Backfische!" grollte Wehren.

Die Herren lachten, wenn er sich ereiferte. Sie sahen es gern, wenn die Liebe der Schwestern sich in zärtlichen Attitüden äußerte; sie erfreuten sich dann an dem Contrast, den die Braune mit der Blonden bildete. Keine verlor neben der Andern; die individuellen Reize Jeder traten nur schärfer hervor.

## IX.

„Du kannst froh sein, Wehren, daß Du gestern herüber gekommen bist; in Deinem Genf soll es heute stürmen," sagte der Hauptmann an einem der nächsten Abende. — „Tüchtig frisch, Wendt, was? Da können wir wieder herrlich frieren, wenn Dubois fille den Ofen versieht."

„Herr Gott doch, ja!" Herr Wendt faßte sich entsetzt an den Kopf.

„Heizt sie nicht gut? Sind Sie unzufrieden mit ihr?" fragte besorgt Madame Mounod.

„Sie verschläft beständig das Nachlegen."

„Noch wenigstens kann sie nicht schlafen, — es ist gerade acht Uhr, — vor der Hand sind Sie also sicher —"

„Was Sie nicht denken, Mademoiselle Claire! Dubois fille schläft immer. Sie sieht auch am Tage so aus, als wäre sie direct aus dem Bett aufgestanden."

„Besonders was die Haare anbetrifft," sagte Wendt.

„Das ist ja entsetzlich!" rief Berthe. „Hält sie Ihnen denn die Zimmer rein?"

„Dazu hat sie nicht Zeit; sie muß tagsüber den Kopf zum Fenster hinaus strecken."

„Warum sprechen Sie nicht ernstlich mit der Mutter?"

„Dubois mère hat eine zu ausgeprägte Meinung von den Verdiensten und Talenten ihrer Tochter."

„Talente? — Das Mädchen!"

„Bitte sehr, sie soll es sein, die die Trauerkränze macht."

„Die Kränze von künstlichen Blumen, die im Fenster hängen?" fragte Wehren.

„Ja."

„Dazu ist sie viel zu ungeschickt," entschied der Hauptmann mit dem Brustton der Ueberzeugung.

„Bewundern Sie denn die Kränze so sehr?"

„Scheußlich häßlich sind sie, — aber ein gewisses Geschick ist doch nöthig dazu."

„Sie sehen, verborgenes Talent!" sagte Claire, die gern die Gelegenheit wahrnahm, eine kleine Sentenz zum besten zu geben.

Madame hatte keineswegs Lust, die Chancen ihrer Töchter solcher verborgenen Talente wegen gefährdet zu sehen.

„Es muß Etwas geschehen! Wenden Sie sich an den Vater.“

„Madame, Sie scherzen.“

„Er ist ein gewissenhafter Mann. Ich bin überzeugt, es liegt ihm daran, Sie zufrieden zu stellen.“

„Er ist eine Seele von einem Menschen,“ sagte Wendt.

„Blos kein Bein von einem Nachtwächter!“ lachte der Hauptmann. Der Wächter der Sicherheit! — viel Angst muß ein Strolch vor ihm haben! Er kann ja keiner Fliege was anthun.“

„Er hat bei einem nächtlichen Rencontre einen Säbelhieb auf den Kopf bekommen. Seit der Zeit ist er so sanftmüthiger Natur,“ erzählte Claire.

„Er sieht aus, als ob er täglich Etwas auf den Kopf bekäme,“ sagte Wehren.

„Wäre kein Wunder bei der Frau!“

„Ist sie eine Xanthippe?“

„Huh! ich sage Ihnen, Fräulein Gärtner, das ist eine Frau. Stellen Sie sich gut mit der, sie ist sonst im Stande, Ihnen auf der Stelle einen Sarg anzumessen.“

„Angenehme Wirthsleute!“ Frau von Neumann schüttelte sich. „Behüte mich Gott!“

„Lassen Sie sich Nichts einreden, meine Damen,“ beruhigte Wendt, „sie ist eine ganz umgängliche Frau.“

„O, Herr Wendt kommt brillant mit ihr aus,“ neckte der Hauptmann. „Das sollen Sie nur ’mal anhören! Neulich, wie ich dazu kam, machte er ihr gerade Elogen über ihr gutes Aussehen.“

Herr Wendt ließ sich die Spötteleien gutmüthig gefallen. „Ja, ja,“ lächelte er, „das hat sie gern.“

„Lange Unterhaltungen auch! Wenn sie nur klatschen kann,“ ergänzte Forbecker. — „Um aber auf unsere Oefen zurückzukommen, meine Herren, wäre es nicht das Beste, es ginge Einer nachsehen?“

„Dann will ich der Eine sein!“ Herr Wendt, der in seiner Liebenswürdigkeit wieder vergaß, daß er bald sechzig Jahr alt war, stand bereits in der Thür. Der Hauptmann verhinderte ihn höflich und wollte selbst gehen.

„Mais, monsieur le capitaine, wir wollten doch heut Abend das neue Croquetspiel versuchen, daß uns Loulou in Genf besorgt hat, — es ist gestern schon angekommen!“

„Ich komme wieder, Mademoiselle Claire!“

„Nein, nein, bleiben Sie nur," sagte Herr Wendt, „Sie auch, Wehren, Sie sind Gast, — ich will so wie so ein paar Briefe zur Post besorgen."

„Nun, brennt's?" fragte Wehren den Zurückkehrenden aus der Zimmerecke heraus, wo er mit Frau von Neumann zusammen den Spielenden zusah. Er hatte darauf gedrungen, daß Fräulein Gärtner an seiner Statt spiele; er wolle erst lernen, er hätte noch nie ein Tisch-croquet gehandhabt.

Aber Wendts Antwort verhallte ungehört. Es ging gerade sehr lebhaft um den Croquettisch zu, Alles sprach auf den Hauptmann ein, der mit stoischem Lächeln die Beschuldigung hinnahm, daß er „schummele".

„Ich sah es ganz deutlich," eiferte Berthe, „er rückte den Bogen für Claire zurecht. Der stand vorher so, — sehen Sie!"

„Spielen Sie weiter, Mademoiselle Claire," sagte der Hauptmann zu seiner Partnerin, als wäre Nichts vorgefallen. „Sie haben noch einen Stoß. Bitte, hier-her, wo ich den Hammer halte!"

„Sie dürfen das nicht! — Das dürfen Sie aber nicht!" rief die Gegenpartei. „Sie ziehen ja das Band."

Er lachte nur. „Famos! Famos!" sprach er, als Berthe in ihrer Aufregung Claires Kugel, die sie hatte

weit forttreiben wollen, ihm gerade in bequeme Nähe gebracht hatte: „Merci, Mademoiselle!“

Fräulein Gärtner aber war ärgerlich: „Sie passen auch nicht ein bißchen auf, Mademoiselle Berthe.“

Berthe erröthete, es war die Wahrheit. Sie hatte zwar vorhin erleichtert aufgeathmet, als der Lieutenant erklärte, nicht mitspielen zu wollen; jetzt aber ertappte sie sich darüber, daß sie mehr als einmal in die Zimmerecke hinüberhorchte, wo er im Gespräch mit Frau von Neumann saß.

„Um so besser für uns,“ frohlockte der Hauptmann.

„Nein, nein, das geht nicht! Sehen Sie nur, Mademoiselle Berthe, wie er den Hammer hält!“

„So müssen Sie ihn halten!“ rief Berthe.

Hauptmann Forbecker faßte nach dem kleinen Händchen, das ihm indignirt den Griff zeigte, und schob es einfach beiseite. „Wie haben Sie unsere Zimmer gefunden, Wendt?“ fragte er mit lächelnder Seelenruhe.

„Ein Glück, daß ich hinüberging. Zimmer eiskalt Kohlen natürlich keine im Kasten. Auf mein Klingeln erschien Dubois fille, rieb sich die Augen und gähnte. Ich warf ihr sanft den Stand der Dinge vor; — und was antwortet sie: ‚Ich hätte schon Kohlen nachgelegt, aber es waren keine oben!‘“

Alles lachte.

„Ich hoffe, Sie haben ihr Beine gemacht,“ sagte der Hauptmann.

„Gewiß, und ich hab' ihr beim Fortgehen dringend die Oefen an's Herz gelegt.

„Sie wird Ihnen was husten!“

„Die Ermahnung geschah auch nur pro forma; ich habe so tüchtig nachgelegt, meine Herren, daß das Feuer halten wird, bis wir hinübergehen.“

Beruhigt setzte Forbecker seinen Hammer an und spielte weiter, das heißt, er schummelte mit der größten Kaltblütigkeit weiter unter dem stetig anwachsenden Unmuth der übrigen Spieler.

Die Gemüther begannen sich zu erhitzen. Man stritt, man zankte; es bewährte sich auch hier wieder glänzend der Erfahrungssatz, daß das Croquetspiel den Charakter verdirbt.

„Du bist hier nicht durch, Claire!“

„Doch, ich bin durch!“

„Nein! nein! nein!“

„Aber ja!“

„Du betrügst, Claire.“

„Berthe! Das ist eine Unverschämtheit!“

Claire rief den Hauptmann zu Hilfe! „Ist diese Kugel durch oder nicht?"

„Das kommt ganz darauf an, wem sie gehört. Ist es die Ihre, Mademoiselle Berthe?"

„Meine Kugel ist es!" rief Claire.

„Unsre Seite! Dann natürlich ist sie durch. Spielen Sie weiter, Mademoiselle Claire!"

Triumphirendes Lachen von Claire, Widerspruch von Berthe. Fräulein Gärtner erklärte, das wäre schon gar kein Spiel mehr. „Nehmen Sie sich doch wenigstens ein bischen zusammen, Fräulein Berthe!"

„Ja, Mademoiselle! Gewiß, Mademoiselle! Wo müssen Sie durch, Mademoiselle? Ich will Sie mit durchbringen."

Fräulein Gärtner erklärte, aber Berthe hatte wieder nur halb hingehört. Ihre Ohren waren ganz anderswo.

„Aber Mademoiselle Berthe!" rief Fräulein Gärtner entrüstet.

„Mais j'ai chassé la balle!"

„Das ist ja die meine!"

„O, je vous demande mille fois pardon, mademoiselle!"

„Es macht Ihnen kein Vergnügen, mit mir zu

spielen. Ich will meinen Hammer dem Herrn Lieutenant abtreten."

Berthe protestirte auf's Lebhafteste. — Wehren wies die Sache sehr kalt ab.

„Wir verlieren aber die Partie!"

„Wenn Mr. Forbecker immer schummelt!"

„Das machen die Herren Offiziere so, scheint es!" sagte Fräulein Gärtner gereizt.

Der Hauptmann spielte ruhig weiter.

„Er ist nicht zu rühren!" murmelte Claire durch die Zähne und warf ihm einen Blick zorniger Verachtung zu. Sie führte einen so heftigen Stoß gegen ihre und Fräulein Gärtners Kugel, daß beide zur Erde fielen. Der Hauptmann hatte den ganzen Abend über Kugeln aufheben müssen, weil das Band, das den Spielraum begrenzte, sich als eine sehr unvollkommene Vorrichtung erwies; er that es auch jetzt wieder mit der größten Zuvorkommenheit. Fräulein Gärtner bat ihn, sich doch nicht unaufhörlich zu bemühen.

„Das machen die Herren Offiziere so!" gab er ihr scherzend zurück.

Fräulein Gärtner wurde roth. „Revanche pour Pavie," flüsterte ihr Frau von Neumann im Vorübergehen zu.

„Es fuhr mir so heraus, ich hoffte, er hätte es nicht gehört!“

„Der!“ sagte Wehren, „der hört Alles, und Sie können sicher sein, Sie bekommen es bei Gelegenheit wieder!“

„Fräulein Gärtner! Fräulein Gärtner!“ riefen die beiden Mädchen. „C'est à vous! c'est votre tour maintenant.“

„Ach! es ist ja gleichgiltig, ob ich noch spiele. Wir haben ja doch verloren. Sehen Sie, da!“ — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es kam zu keiner zweiten Partie mehr. Das Interesse hatte auf allen Seiten nachgelassen, und auf allen Seiten herrschte Verstimmung. Selbst ein Gespräch wollte nicht mehr in Gang kommen; die Herren empfahlen sich bald.

„Weißt Du, ich glaube, das Croquetspiel langweilt sie,“ sagte Berthe zu ihrer Schwester.

„Ach, Unsinn, Mr. Forbecker wollte nur schummeln und war ärgerlich, daß wir es bemerkten. Morgen muß Mr. Wehren es lernen, und dann spielen wir wieder.“

Diese Hoffnung sollte sich nicht verwirklichen. Als Claire nach dem Souper das Spiel hervorholte und

mit Eifer auszupacken begann, erklärten die Herren, daß sie aufbrechen wollten, und sagten ohne Weiteres adieu.

Die Mädchen blieben erstarrt zurück. Sie hatten den Herren einen Vorschlag gemacht, und die Herren waren nicht sofort mit größter Bereitwilligkeit darauf eingegangen? Sie hatten ausdrücklich ihren Wunsch, zu spielen, zu erkennen gegeben, und diese deutschen Bären hatten die Unverschämtheit gehabt, zu erwidern, sie machten sich Nichts aus Croquet!

Weder aus dem Croquet noch aus ihrer Gesellschaft, so schien es. Welcher Franzose hätte je einer Dame einen solchen Affront geboten! Unerhört!

Berthe war die Erste, die sich ein wenig beruhigte. „Siehst Du, Claire, ich hatte Recht, es langweilt sie. — Mais c'est pourtant un peu impoli, n'est-ce-pas, madame?“ wandte sie sich an Frau von Neumann.

„Lassen Sie die Herren nur gehen! Herren müssen 'mal einen Abend für sich haben, wir amüsiren uns auch ohne sie. Kommen Sie, wir spielen!“

„Oh, wir werden uns sogar noch viel mehr amüsiren,“ meinte Claire. Sie war den ganzen Abend äußerst lebhaft, in einer lauten Art, die ihre Gereiztheit verrieth; Berthe dagegen hatte sich völlig in der Gewalt.

Die Mädchen sollten auf eine noch härtere Probe

gestellt werden. Die Herren kamen auch am nächsten Tage nicht zum Vorschein, sie waren nach Montreux gefahren und ließen sich für Sonnabend und Sonntag entschuldigen.

Madame war unangenehm überrascht, zumal sie schon umfangreiche Kücheneinkäufe gemacht hatte, sie ließ aber ihre Enttäuschung nicht merken. Die Töchter folgten ihrem Beispiel, doch war es diesmal Claire, der es besser gelang, eine ungestörte Heiterkeit zur Schau zu tragen. Selbstverständlich besaßen alle drei Damen Tact genug, die Ausreißer so zu empfangen, als hätte ihre Desertion nicht den mindesten Eindruck gemacht; und die Nachricht, daß Lieutenant Wehren auch wieder mit zurückgekommen sei und in kurzer Zeit den Damen seine Aufwartung machen würde, versetzte wirklich Alles sogleich in die beste Laune.

Mr. Wehren wieder mitgekommen? — zeigte das nicht? —

Madame sprach den Gedankengang, der sie so sichtlich befriedigte, nicht aus, wurde aber ganz Huld, ganz Liebenswürdigkeit.

Bei den jungen Leuten hatte die kurze Trennung allseitig eine wärmere Stimmuug erzeugt, sie kamen sich mit größerer Bereitwilligkeit und Duldung entgegen.

Claire hatte nicht so viel an dem Hauptmann auszusetzen, Forbecker war sehr mittheilsam, sehr aufgelegt, die Damen zu unterhalten, die mit Gier aufsogen, was ihnen von der modischen Welt, von welcher sie abseits lebten, und dem Fremdenzufluß erzählt wurde. Selbst Lieutenant Wehren wurde nachsichtiger, er schien fast mit Vergnügen Berthe zuzuhören, die in sehr lieblicher Weise lachte und schwatzte; sein Gesichtsausdruck war versöhnlicher, seine Haltung weniger abweisend.

Berthe mußte wohl diese größere Duldsamkeit herausfühlen, obwohl sie durchaus vermied, in seine Richtung zu blicken; sie gab sich immer unbefangener und zeigte sprudelnden Uebermuth. Das Mädchen besaß in hohem Grade das, was die Franzosen „esprit“ nennen. Ihre schnellen Antworten, ihre neckischen, witzigen Ausfälle, immer fein, immer anmuthig, entzückten Herrn Wendt, er unterbrach ungeduldig Madame Mounods Ermahnungen: „Lassen Sie sie! Lassen Sie sie! Sie ist heut vollkommen bezaubernd.“

„Ja, ja, nehmen Sie sie nur noch in Schutz! Das ist genug, um sie ganz zu verderben. Da treibt sie's immer ärger.“

„Ach!“ seufzte Berthe und schlug kokett die Augen auf, „wie schön es die Tage ohne die Herren war! Da

konnte man ungestraft lustig sein, nun geht das Schelten schon wieder los." Sie wandte sich halb herum, so daß sie Lieutenant Wehren, ohne ihn anzusehen, doch in ihre Anrede mit einschloß: „Mère tadelt mich immer nur, wenn Sie hier sind, wissen Sie. Sie fürchtet, ich gefalle Ihnen nicht. Sonst kann ich lachen und tollen, so viel ich will."

Madame warf ihrer Tochter einen zornigen Blick zu. Das enfant terrible blickte unschuldig in's Weite.

Lieutenant Wehren konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Die Offenheit dieses Kobolds war unbezahlbar; ihr wenigstens lag jede Intrigue fern. Wie hübsch das Mädchen heute aussah! Wie sich ihr feines Gesichtchen belebte! — Das Augenwerfen? — Das gehörte zu ihr. Ihre Koketterie war die Natürlichkeit selber.

„Sie haben uns immer noch nicht gebeichtet, wie Sie die Abende zugebracht haben." Claire hatte die Frage schon mehrmals gethan, sie brannte darauf, einen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, und Hartnäckigkeit bildete eine Haupteigenschaft ihres Charakters.

„Waren Sie in der Tonhalle?" Sie sprach das Wort: „Tohnäll" aus.

Die Tonhalle war das Local, in dem die deutschen

Offiziere in Montreux verkehrten und allwöchentlich ihren „Abend" hatten.

„Oder waren Sie im Theater?"

„Eines schließt doch das Andere nicht aus, Claire; erst das Theater, dann die Tonhalle!"

„Welch ein Scharfblick, Mademoiselle Berthe! Aber Ihrem unschuldigen Gemüth entzieht sich die dritte Combination doch!"

„Hörst Du, Berthe, noch mehr! Was können die Herren noch gemacht haben?"

„Getanzt! Es gab sicher irgend einen bal masqué oder poudré."

„Fehlgeschossen! viel schlimmer!"

„Joué aux cartes?"

„Viel schlimmer!"

„Au hazard?"

„Nicht ganz, — das heißt, wenn Sie wollen —"

„Ich hab's!" rief Berthe, „vous avez joué aux petits chevaux."

„Richtig gerathen! Bravo!"

„Haben Sie auch gewonnen?"

„Unanständig!"

„Ah! — nicht möglich! — Erzählen Sie! — Sagen Sie, wieviel?"

„Ich schäme mich!“

„Wieviel? wieviel?“

„Nun, wenn es denn sein muß, — wir Beide zusammen“, — der Hauptmann lachte entschuldigend, — „hundertsechzig Franken.“

„Mère, entends-tu? Hundertsechzig Franken. — Aber das ist ja nicht möglich. Sie müssen die ganze Nacht gespielt haben, und selbst dann, — wie haben Sie das nur angestellt?“

„Ganz einfach! Wir haben uns einen Plan gemacht.“

„Einen Plan?“ — Sämmtliche weibliche Augen starrten ungläubig auf den Sprecher. „Aber es ist doch der reine Zufall?“

„Man muß dem Zufall zu Hilfe kommen!“

Berthe sah den Hauptmann erstaunt an, Claire warf ihm von unten herauf einen ihrer lauernden Blicke zu.

„Sie müssen berechnen.“

„Wie läßt sich da Etwas berechnen? — Wo die Pferdchen stehen bleiben, da bleiben sie eben stehen.“

„Mit absoluter Sicherheit läßt es sich freilich nicht sagen; man macht eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Sie geben Acht, welche Nummer an dem Abend während längerer Zeit nicht herausgekommen ist; auf diese Nummer setzen Sie dann das Achtfache. Verliert sie, — gut.

Sie haben dann acht Franken verloren. Die Nummer verliert wieder und wieder, — gut! Sie verlieren dann bis zu vierundzwanzig, zweiunddreißig, vierzig Franken."

„Welch ein Risico!"

„Ja, aber dann gewinnen Sie zuletzt; einmal muß doch die Nummer herauskommen, das ist ziemlich sicher. Sie haben dann den achtfachen Gesammteinsatz gewonnen; das macht, sagen wir, vielleicht zweihundert Franken. Davon ab vierzig, Ihr Verlust. — Bleiben Ihnen noch immer hundertsechzig Franken reiner Gewinn!"

So ungefähr erklärte Hauptmann Forbecker seinen Zuhörerinnen lächelnd den Vorgang oder versuchte wenigstens ihn zu erklären; denn Frauen, obwohl sie drei- oder viermal fragen, haben danach gerade so viel von solchen Dingen verstanden, wie vorher.

Wendt verfolgte innerlich belustigt die Anstrengungen der Damen, in dieses schwierige Rechenexempel einzudringen. Eine merkwürdige Veränderung aber war mit Wehren vor sich gegangen. So regungslos er auch noch auf dem Stuhl saß, auf dem er rittlings Platz genommen hatte, in seiner Haltung offenbarte sich ein concentrirtes Leben. Seine Hände hatten sich um die Stuhllehne gekrampft, jegliche Apathie war aus seinem Wesen verschwunden, jeder Muskel seines Gesichtes gespannt. Die

Lider, die sonst schlaff und schwer über die Augäpfel fielen, waren unheimlich weit geöffnet, und in den Augen brannte ein Feuer, das den Körper von innen heraus verzehren zu wollen schien.

Hätte Berthe jetzt aufgesehen, vielleicht wäre ihr trotz ihrer Jugend aufgegangen, was diesem Antlitz den Stempel aufdrückte, welches die unglückselige Leidenschaft war, die diesen Mann beherrschte.

Aber Berthe sah nicht auf; sie war noch wie die anderen Damen bei der Wahrscheinlichkeitsrechnung, mit der man hundertsechzig Franken gewinnen konnte.

„Wie systematisch Sie vorgehen!" sagte Fräulein Gärtner. „Sie müssen sich außerordentlich auf so Etwas verstehen. — Ist Ihr Freund auch so ein leidenschaftlicher Spieler wie Sie?"

„Der! —" sagte Forbecker, indem er sich halb lachend, halb verurtheilend zu dem Lieutenant umdrehte. Er verharrte erschreckt in seiner Stellung.

Wehrens Gesichtsausdruck entsetzte ihn förmlich. Er kannte dieses gespannte Gesicht, er wußte, welcher Dämon sich wieder seines Freundes zu bemächtigen suchte. Wehren war bei Fräulein Gärtners Frage zusammengezuckt wie ein Verbrecher.

Der Hauptmann wurde furchtbar ernst; seine Ein=

silbigkeit, die plötzliche Abnahme seiner guten Laune war so sichtlich, daß die Damen nicht umhin konnten, sie zu bemerken.

„Sie haben ihn vielleicht verletzt, Fräulein Gärtner," sagte mit sanftem Vorwurf Frau von Neumann, nachdem die Herren sich entfernt hatten. „Weil man nach einem Plan spielt, darum ist man doch noch kein leidenschaftlicher Spieler. Er ist ein so ehrenwerther, braver Mensch."

„Ja, glauben Sie denn, daß er das übelgenommen haben kann?" fragte bestürzt Fräulein Gärtner. Ich habe ja gar Nichts damit gemeint."

Frau von Neumann that es schon wieder leid, etwas gesagt zu haben: „Vielleicht auch nicht, vielleicht irre ich mich. Denken Sie nicht mehr daran!"

## X.

Hauptmann Forbecker hatte Nichts übelgenommen.

Was ihn so plötzlich hatte verstummen lassen, war die Sorge um Wehren gewesen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, durch den Abend in Montreux in seinem Freund die Lust am Hazardspiel wieder erweckt zu haben. Als er vorschlug, den Abend im Kursaal bei den „petits chevaux“ zuzubringen, hatte er nicht im Entferntesten daran gedacht, daß selbst die Anregung dieses scheinbar so unschuldigen Spieles auf eine Natur wie die Wehrens verhängnißvoll wirken müsse. Der Sohn eines Mannes, der sich und seine Familie durch die Leidenschaft für den grünen Tisch an den Rand des Verderbens gebracht hatte, der seine Ehre, seinen Namen und seine Stelle im Offizierscorps nur noch knapp mit dem Vermögen seiner Frau hatte retten können,

hatte Wehren mit den glänzenden Gaben des Vaters als traurigste Hinterlassenschaft auch dessen unglückselige Neigung geerbt. Freilich war er nicht nur seines Vaters, er war auch der Mutter Sohn. Von ihr hatte er das muthige Herz, den lauteren Sinn, den edlen Charakter, Alles, was ihm die Achtung der Kameraden, die Bewunderung und die opferwillige Liebe der Seinen einbrachte. Denn wie die Mutter gedarbt hatte, um ihm die Laufbahn des Vaters zu eröffnen, so darbten jetzt die Schwestern, damit der begabte Bruder nicht in seiner glänzenden Carriere behindert würde. Seine Erziehung, seine guten Anlagen mußten den Sieg über eine traurige Charakterschwäche davontragen können.

Auf diese Ueberzeugung hin hatte auch der Onkel mehrfach leichtsinnige Spielschulden des Neffen bezahlt, hatte er seine Schwester zu beruhigen gesucht, die um dieser jugendlichen Fehltritte willen sich schon mit den schlimmsten Befürchtungen trug.

Ach! Die Mutter kannte von dem Gatten her die Gewalt der Gelegenheit, die Spieler macht, wie Diebe, und in der Angst der Todesstunde hatte ihr Eduard in die erkaltende Hand geloben müssen, nie wieder Karten und Würfel zu berühren. Wenn sie nur in dieser Hinsicht sicher war, so konnte sie ruhig sterben; durch die Erbschaft

ihres Bruders, des reichen Junggesellen, war für ihre Kinder gesorgt. —

Hauptmann Forbecker faßte sich an den Kopf. Wenn er jetzt schuld war, daß der Freund sein heilig gegebenes Versprechen brach! — Er hatte Wehren an dem Abend fast nicht mehr aus dem Saale zu entfernen vermocht, — und jetzt — und jetzt —

Wehren wollte nach Montreux zurück. Er war kaum zu halten.

Wie ein wildes Thier, das Blut geleckt hat, dachte der Hauptmann bei sich, aber er darf nicht hin. Ich laß ihn jetzt nicht mehr allein, er muß her zu mir. Mit Ueberredung oder Gewalt, ich bring' ihn dazu, daß er herkommt.

Der Hauptmann hatte sich keine leichte Aufgabe gestellt. Wehren wollte Nichts mehr davon wissen; es beherrschte ihn nur eine Idee, er wollte nach Montreux zurück.

„Ich begreife nicht, was Du in dem langweiligen Nest willst, — Du kennst doch dort Niemand.“

Wehren beharrte auf seiner Absicht. Jetzt hielt es der Hauptmann für an der Zeit, ein deutliches Wort zu sprechen.

„So will ich Dir sagen, was Dich nach Montreux zieht, — Du willst spielen!“

Der Andere fuhr auf.

„Laß mich ausreden, Wehren. — Es nennt sich ‚aux petit chevaux‘, aber Spiel ist Spiel, ich bin ein Esel, daß ich daran nicht gedacht habe. Du gehst mir nicht mehr nach Montreux zurück —“

„Willst Du es etwa verhindern?“

„Ja,“ antwortete Forbecker stark.

Der junge Mann erhob sich beleidigt, aber sein Freund drückte ihn auf den Stuhl nieder.

„Hör mich an,“ sagte er, ihm beschwörend die Hände auf die Schultern legend. „Du siehst nicht, was Du thust, noch wohin Du treibst. Du willst Dir nicht Rechenschaft ablegen über Deinen Zustand; so sollst Du von mir hören, wovor Du stehst, — vor der Gefahr, Dein Versprechen zu vergessen! —“

„Forbecker!“ schrie Wehren.

„Ja — ja! Da bist Du angelangt, — verhehle Dir's nicht! Du denkst nicht an Deine Schwestern, an Elsbeth, an — — an“ —, er stockte einen Augenblick, — „an Marie! Noch denkst Du an Deine Mutter, — nein, nein, Du thust es nicht! — Mensch, Dein Eid! willst Du ein Wortbrüchiger werden, ein Ehrloser, wie —“

Wehren schüttelte die Arme seines Freundes ab und sprang auf wie rasend.

„— wie Dein Vater!" vollendete der Hauptmann langsam, mit wuchtiger Betonung, indem er ihm furchtlos in die Augen sah.

Der Unglückliche zuckte zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und stürzte fort gleich Einem, der vor sich selber flieht.

Der Hauptmann sah ihm nach: „Für diesmal, denk' ich, ist er gerettet!" Er athmete erleichtert auf. „Ein Stein ist mir vom Herzen gefallen! — Ich ihn verleiten, ich ihn zu Grunde richten, — ich — der ich mein Leben hingeben möchte für die Seinigen, für Marie!" Er sagte den Namen sehr leise, sehr schüchtern, sehr innig, seine Stimme war unsicher geworden, er hatte Thränen in den Augen.

Beschämt wischte er sie weg. „Zum Teufel auch, ich will doch nicht, daß ein Mensch in die Brüche geht, den ich liebe wie meinen Bruder."

Berthe wurde immer mehr, immer häufiger gescholten. Nichts aber ertrug sie weniger als Tadel; wenn man sie nicht gewähren ließ, trieb sie es nur noch ärger. Sie that das schon, um zu beweisen, daß sie unabhängig sei und sich aus dem Mißfallen Wehrens Nichts machte, auf den sie, als den Urheber des strengeren Regimentes, einen förmlichen Haß geworfen hatte.

Eines Abends tadelte Madame sie ganz besonders scharf in Gegenwart aller. Berthe stieg das Blut zu Gesicht; sie hatte schon an Wehrens finsterer Miene genug gehabt, es war nicht nöthig, daß noch diese Zurechtweisung kam. Sie wurde wilder als je.

Madame, halb im Scherz, halb schon im ernsten Unwillen, suchte sie zu haschen, um ihr den Text zu lesen. Aber Berthe entfloh und verschanzte sich hinter den deutschen Damen.

„Wart' nur! hab' ich Dich erst heut Abend im Bett, da sollst Du mir nicht mehr entwischen, da sollst Du's zu hören bekommen!"

„Finden Sie das nicht schrecklich, daß Mama einem im Bett Strafpredigten hält? — Aber ich höre nicht hin, ich ziehe mir die Decke über die Ohren."

„Und wenn Du Dir die Decke über die Ohren ziehst, und Dich schlafend stellst, hören mußt Du es doch!" Madame sprach durch die Zähne, ihre Stimme klang unheilvoll drohend.

„Bah!" lachte Berthe. Sie wurde nur toller. Ja, noch mehr, auf alle Verweise gab sie ihrer Mutter Wort für Wort in unendlich schnippischer, ungehöriger Weise zurück.

Claire hatte im Anfang ihre Schwester vertheidigt;

Berthes Ungezogenheiten aber entsetzten sie so, daß sie für die Mutter Partei nahm.

„Zwei gegen Einen!“ sagte Berthe erbittert, da sie auf allen Gesichtern ihre Verurtheilung las. Ihre Wildheit kannte nun keine Grenzen mehr. Zuletzt rauschte Madame völlig aufgebracht zum Zimmer hinaus.

Berthe sah ihr erschreckt nach. — Sie hatte gar nicht die Sache so auf die Spitze treiben wollen. Das Vergnügen am Antworten, der Tadel, der stummberedte Vorwurf Aller hatten sie fortgerissen. Jetzt saß sie ganz kleinlaut da und ganz still.

Um der Unbehaglichkeit der Situation ein Ende zu machen, schlug Herr Wendt ein Mittel vor, das von ihm in den schwierigsten Lebenslagen erprobt worden war, nämlich einen „kleinen Grog“.

„Was? schon wieder!“ rief Fräulein Gärtner.

„Aber, mein Fräulein, wir haben diese Woche erst dreimal ‚gegrogt‘. Das ist doch nicht viel. Gestehen Sie, gestehen Sie nur, Sie sind ganz gern dabei. Wie denken Sie über die Sache, Frau von Neumann?“

„Daß Sie doch nicht eher glücklich werden, als bis wir alle miteinander fröhlich um die dampfenden Gläser versammelt sind.“

„Also Sie sind von der Partie. — Nancy! heiß

Wasser! — Die Gläser, Mademoiselle Claire — ich hole den Rum!"

„Ich hab' ja noch welchen oben!"

Ein Vorrath von Rum und Zucker war für solche Fälle bei Frau von Neumann deponirt worden.

„Das Bischen? — Wie weit reicht denn das?"

„Das reicht vollkommen, Sie Schlemmer! Wir dürfen im Interesse der jungen Damen die Sache nicht ausarten lassen."

Die jungen Damen hatten sich nämlich völlig daran gewöhnt, Abend für Abend ihr Glas Grog zu sich zu nehmen, was Fräulein Gärtner, die allem „Geistigen" abhold war, vielleicht strenger verurtheilte, als nöthig war. Sie begriff nicht, wie die Mutter diesen Mißbrauch gestatten konnte. Die Mutter liebte aber selber ein Gläschen, — nur kalt.

Sobald alles Nöthige zur Stelle war, ging Herr Wendt an das Mischen. Er reihte die Gläser vor sich auf, das größte für Madame, das nächstgroße für Frau von Neumann, dann die kleinen. Erst kam, — nach Geschmack der Einzelnen, — Zucker hinein, dann ein wenig Wasser, um den Zucker zu lösen; dann wurde mittelst eines Liqueurgläschens der Cognac abgemessen, ganz genau, ganz genau. Dieses wichtige Geschäft

erforderte vollste Aufmerksamkeit; ein Gläschen für Madame und die jungen Mädchen, anderthalb für Frau von Neumann.

„Anderthalb?“ sagte der Hauptmann mit gutgespielter Entrüstung. „So viel wie für die Herren?“

Frau von Neumann entschuldigte sich lachend mit ihrem größeren Glase.

Wendt mischte mit heiligem Ernst; er antwortete nicht. Wohlgefällig beschaute er endlich seiner Hände Werk: acht Gläser gefüllt mit der klaren, goldgelben herrlich duftenden Flüssigkeit.

„Wohl, nun kann der ‚Suff‘ beginnen!“ declamirte der Hauptmann unter dem Lachen aller anwesenden Deutschen.

„Aber wo bleibt denn Madame?“ fragte Wendt. — „Madame muß auch kommen, Fräulein Claire.“

„Ich bin nicht sicher, daß mère heut überhaupt Grog trinken will, sie klagte über Kopfschmerzen.“

„Probates Mittel gegen Kopfschmerzen, Fräulein Claire!“

„Der Mann heilt Beinbruch damit, wenn's darauf ankommt,“ meinte Forbecker lachend.

„Wer hat heut die Citrone vergessen?“ neckte Wehren.

„O, ich hab' eine oben!" rief Fräulein Gärtner.

Berthe sprang bereitwillig auf, sie zu holen.

„Frag auch gleich Mutter, ob sie Grog haben will," rief ihr Claire nach.

Da drehte sich Berthe plötzlich wieder um, kam mit niedergeschlagenen Augen zu ihrem Stuhl zurück, beugte zerknirscht den Kopf und murmelte fast unhörbar: „Je — je n'ose pas."

Der Hauptmann lachte laut auf: „Aha!" Alle Andern lächelten. Lieutenant Wehren war aufgesprungen und machte eine Bewegung, als wollte er das Mädchen an sich reißen. Er stand und hielt die Stuhllehne gefaßt, während seine Augen sie verschlangen.

Berthe hatte wohl die Bewegung gehört. Sie lauschte mit verhaltenem Athem in die Richtung; aufzublicken wagte sie nicht. Erst als der Lieutenant sich wieder setzte, wandte sie sich langsam ihrer Schwester zu: „Geh Du!" — und halb schon wieder in ihrer alten Art fügte sie hinzu: „Da kannst Du auch gleich die Citrone mitbringen!"

Claire blieb lange fort. Aus dem Nebenzimmer klang ihre bittende Stimme, tönten die erregten Antworten der Mutter. Berthe senkte wieder mit schuldbewußter Miene den Kopf.

Als die Mutter endlich eintrat, suchte das Mädchen durch allerhand zarte Rücksichten eine Versöhnung anzubahnen, hielt sich jedoch ängstlich in respectvoller Entfernung.

„Aha! Du wagst nicht näher zu kommen. Das macht das böse Gewissen.“

Da flog sie auf die Mutter zu, umschlang sie und leistete unter tausend Küssen und Schmeicheleien Abbitte. — —

„Gute Nacht, Mademoiselle Berthe!“

Berthe hob überrascht den Kopf. Das war das erste Mal, daß Lieutenant Wehren anders als mit einer steifen, stummen Verbeugung von ihr Abschied nahm. Heute streckte er ihr sogar seine Hand entgegen.

Wie weich, wie warm seine Stimme klang! Wie freundlich seine Augen sie ansahen! Nie hatte er so zu ihr gesprochen, nie sie so angeschaut.

Berthe blickte in seine Augen und wußte, daß ihr verziehen war; wußte aber auch, ohne daß ein weiteres Wort fiel, daß der Mann da, bisher ihr Widersacher, ihr Mentor, sie in dieser Minute an sein Herz genommen hatte.

Sie erhob ein strahlend dankbares Kinderantlitz zu ihm, aus dem er wohl noch etwas Anderes herauslesen mochte als bloße Dankbarkeit, ein Dämmerndes,

unendlich Scheues, Süßes. Denn seine blauen Augen flammten plötzlich auf, und er umschloß mit festem Druck das Händchen, das schüchtern, mit leisester Berührung kaum seine Rechte gestreift hatte.

Lieutenant Wehren schritt in Gedanken versunken an der Seite seines Freundes dahin; vor seiner Seele stand das süße Gesicht des Mädchens. Und plötzlich, durch seltsamste Ideenverbindung, sah er sich als Knaben mit den Geschwistern im heimatlichen Garten. Auf der Veranda des epheuumrankten Landhauses stand ein Tisch, mit schneeweißem Linnen bedeckt, und auf demselben eine mächtige Schüssel blauer Pflaumen, Pflaumen von seinem Lieblingsbaum, wie sie der Gärtner für ihn in den Ferien gepflückt hatte, ganz frisch, ganz unberührt, mit dem bläulichen Flaum.

Das war der Unterschied zwischen den Schwestern.

Berthe war die blaue Pflaume, ganz Hauch, ganz Frische, ganz Unberührtheit. Claire, wie ein Ballkleid, das schon einmal getanzt hat, oder wie eine, sei es selbst tadellose Frucht, von der rauhe Hände, — vielleicht die der Mutter, deren Vertraute sie war, — mit grober Berührung den Duft gestreift hatten.

## XII.

„Ich kann Euch heut wirklich nicht nach Lausanne begleiten, Forbecker!" sagte Lieutenant Wehren. „Du weißt, ich habe Marie noch nicht geschrieben. Die Kleine wartet auf Antwort."

„Du wirst doch das nie und nimmermehr zugeben?" rief Forbecker heftig.

„Bleibt mir etwas Anderes übrig? Ich sehe nicht, wie ich die Erlaubniß verweigern kann; ich bin den Mädchen doch keine Stütze, nur Ausgabe, Sorge, — weiter Nichts. Zum Heirathen ist Marie zu arm und Du auch, armer Freund! — Still, still, sage mir Nichts, ich kenne Dein heimliches Sehnen. Und warum hätte sie wohl jeden Anderen abgewiesen? — Wie Du roth wirst! — Armer Kerl! Du weißt ja, wie die Verhältnisse liegen. Solange der Onkel lebt, ist eine Aenderung nicht zu erwarten. Das Kind hat einen selbstständigen

Geist, ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie sich unabhängig machen will."

„Unabhängig? Als Gesellschafterin unabhängig? Abhängig ist sie von jeder Laune, von jeder Brutalität."

„Glaubst Du, mir greift es weniger an's Herz, unsere Jüngste hinauszulassen? — Aber sie leiden Noth zu Hause."

Forbecker fuhr verzweifelt in die Höhe.

„Ja, ja, Noth! — Gott, daß sie mich noch fragen, ob es mir auch recht ist, ob es auch unsern Namen nicht schädigt. — Unsern Namen!" Wehren lachte grell auf. „Geht Ihr allein! Mir liegt der Brief auf der Seele. Ich will nach Genf zurück."

„Glaubst Du, mir ist nach einem Ausflug zu Muth? Ich schlage vor, wir verschieben's."

„Nicht doch, keineswegs! Kroneck erwartet Euch. Ihr könnt ihn nicht im Stich lassen. Entschuldigt mich bei ihm."

Aber Lieutenant Wehren ging nicht sogleich auf die Bahn, nachdem die Herren, die bei dem schönen Wetter die Fahrt per Dampfer machten, sich von ihm verabschiedet hatten. Es war keine angenehme Aufgabe, den Brief zu schreiben; er schob sie gern hinaus.

„Armer Kerl!" sagte er, noch in Gedanken bei seinem Freunde weilend. „Ich weiß wohl, sie liebt ihn auch. Aber das Geld, das leidige Geld!"

Langsam schlenderte er einen Feldweg entlang, der ihn allmählich bergan und unerwarteter Weise wieder an das Haus auf dem grünen Hügel zurückführte, freilich von oben her. Der Pfad mündete vor der Küche aus, Wehren kletterte also rechts herunter, auf die Hundehütte zu. Blase war fort, ein sicheres Zeichen, daß Blase's Herr auch nicht zu Hause, sondern auf einer Tour in die Berge war.

Berthe? sollte Berthe nirgends zu sehen sein? Sie machte am Morgen immer die Zimmer rein, während Claire auf dem Balcon unter dem Dach ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Klopfen aller irgendwie ausklopfbaren Kleidungs- und Wirthschaftsstücke, oblag. Die Kameraden hatten von einer Vision gesprochen, die sie manchmal gehabt: Berthe mit Lockenwickeln auf der Stirn, Besen in der Hand, in weißer Flanelljacke, kurzem Röckchen und langer Schürze, das Zahnschmerzentuch der Mutter um den Kopf. Wenn sie vielleicht —?

Er guckte durch ein offenes Fenster. — Das Zimmer war leer und bereits gesäubert. — Vorsichtig

lugte er um die Ecke. Auf der Terrasse war Niemand. — Aber halt! Unten vor dem Hause schimmerte Etwas, — das war ein beigefarbener Rock, das war Berthe!

Sie stand halb abgewendet, das Auge von Sehnsucht erfüllt, und sah hinaus über den See. Das feine Profil war ihm zugekehrt, — er sah die Lippen sich leise öffnen; wie ein Hauch drang es zu ihm, in der eigenthümlichen Betonung der Französin, die letzte Silbe lang gezogen:

„Edouard!"

Himmel! — Sein eigener Name!

Er stürzte vorwärts.

Aus dem Hauch wurde ein Aufschrei, als sich das Mädchen von zwei starken Armen umfangen und an ein heiß klopfendes Herz gepreßt fühlte. Sie wollte sich losreißen, aber eine Stimme, die sie hörte, wo sie ging und stand, flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Berthe! liebe Berthe!"

Da änderte sich ihre Bewegung. Ein scheues Lächeln huschte über ihre Lippen, sie schloß die Augen, und mit einem seligen Seufzer, wie ein Kind, legte sie den Kopf zurück an die Brust des Mannes, der so lange ihr Widersacher gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er hielt sie fest umschlungen, und sie lag in seinem Arm mit geschlossenen Augen, als sei dieses Glück ein Traum, der zerrinnen müsse, wenn sie die Augen öffne.

Da schlug vom Hause her ein Geräusch an ihr Ohr. „Geh!" sagte sie schreckhaft und drängte ihn hastig mit beiden Armen von sich.

„Was hast Du, Liebste?"

Sie war scheu von ihm weggetreten:

„Va-t-en! je t'en prie!"

Er zögerte. Sie blickte ihn beschwörend an, richtete aber gleich ihre Augen wieder auf den See. Er sah, wie sie die Hände, die sie unauffällig vor sich hinhielt, flehend zusammenlegte. „Par pitié!"

Er ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was war das für eine sonderbare Idee? Warum hatte sie ihn fortgeschickt? Liebte sie ihn denn nicht?

Doch! doch! sie liebte ihn. — Ein heißer Strom der Seligkeit durchfluthete sein Herz. Wie in einem Taumel des Glücks wiederholte er: „Mein! mein! — süße, kleine Berthe!"

Er blickte sich um.

Der See blitzte blau, die Sonne leuchtete die Schneeberge auf; Glanz, Glanz in der Natur, wie in seinem Herzen! Die Boote flogen wie selige, weiße Vögel über die schimmernde Fläche, und unten am Landungsplatz tanzten weiße Punkte in der klaren Luft; das waren die zierlichen Möwen, die die Brotkrumen im Fluge haschen, wenn man sie füttert. — Sein Glück! sein Glück!

---

## XIII.

Wehren legte die ganze Reise wie in einem Rausche zurück, er schrieb den Brief an seine Schwester so ermuthigend, so voller Hoffnung, daß er sich selber wunderte. Die sorgenvolle Stimmung, die vorhin Forbeckers Worte in ihm erzeugt hatten, war verflogen. Nur noch eine kleine Weile ausharren, dann war ihrer Aller Prüfungszeit beendet. Der Tod des Onkels würde sein Glück, würde auch Mariens und des Freundes Glück begründen. Es lag Alles so einfach, so klar! —

Aber warum war Berthe zuletzt so seltsam gewesen? Der Sache mußte er doch auf den Grund zu kommen suchen!

Mr. Anatole war zwar noch immer nicht zu sehen, aber er war manchmal zu hören. Wenn er Niemand im Hause anwesend glaubte, erging er sich im Speisezimmer in freien Phantasien auf dem Clavier. Claires

größtes Vergnügen war dann, neben ihm zu stehen und zuzuhören, in sein sich belebendes Gesicht zu blicken.

„Aber man muß sich in Acht nehmen, ihn nicht zu viel anzusehen, ihm nicht zu tief in die Augen zu blicken, sich nicht in ihn zu verlieben. Er ist gefährlich schön,“ meinte sie.

Der „gefährlich schöne“ Sohn wurde fortan bei den Deutschen das geflügelte Wort, wenn die Rede auf Anatole kam, was jetzt wieder häufiger der Fall war.

„Sie wissen doch,“ wandte sich Madame Mounod an Herrn Wendt, der als ältester Pensionär eine Art erklärter Vertrauter und Hausfreund war, „Sie wissen doch, wie sehr seine Arbeit ihn in Anspruch nimmt und wieviel von der Entscheidung abhängt. Denken Sie aber, daß die Sache selber von der Stelle rückt? Nicht im Geringsten! Seit bald sechs Wochen arbeitet der arme Junge angestrengt über dem Entwurf.“

„Er macht ihn doch nicht umsonst?“

„Nein, nein! Aber noch hat er doch Nichts dafür. Stellen Sie sich nun vor, ein Mensch von achtundzwanzig Jahren, der gewöhnt ist, sich selbst zu erhalten, und der nun seit Monaten seiner Familie zur Last fällt. Und die Sicherheit kommt nicht. Da können Sie es begreifen, nicht wahr? daß er gar nicht mehr unter Menschen gehen mag!“

Der Hauptmann hatte diese und andere Andeutungen lange nicht verstanden, bis Wendt ihm einmal sagte, daß es sich um eine Redacteurstelle an einer neu zu begründenden Handelszeitung handle. Mr. Anatole, der mehrere Jahre hindurch bei der Redaction einer andern Zeitung beschäftigt gewesen, war als geeignete Persönlichkeit vorgeschlagen worden. Man hatte ihn beauftragt, ein Probeblatt herzustellen. Er sollte darthun, wie er die Zeitung zu leiten gedachte in Bezug auf Färbung, Charakter und Anzahl der Artikel und Nachrichten. Er sollte das Format, die Seitenzahl und Spaltenbreite, überhaupt die ganze Anordnung bestimmen, sowie sämmtliche Ausgaben berechnen und dem Comité zur Begutachtung vorlegen. Zwei Dinge waren bei dem Entwurf besonders in's Auge zu fassen. Es mußte erstens, was den Inhalt betraf, jede Collision mit den bereits bestehenden Zeitungen, von denen das „Journal" hauptsächlich Politik, die „Tribüne" hauptsächlich Localnachrichten brachte, vermieden werden; zweitens aber mußte derselbe anziehend genug sein, um eine gewisse Abonnentenklasse zu gewinnen, deren man bedurfte, wenn die Herstellungskosten herausgeschlagen und den Actionären genügende Sicherheit für ihre Capitalanlagen gewährt werden sollte.

Mr. Anatole hatte bereits mehrfach mit dem Comité und dem Director der Actiengesellschaft Rücksprache genommen, auf Wunsch den Entwurf geändert und wieder geändert. Aber die Angelegenheit zog sich in die Länge und wurde zur schweren Sorge für die Familie.

Daß sie die einzige Sorge nicht war, dafür zeugte das Gesicht der braunen Claire, dazu brauchte man sich ja auch nur im Hause umzusehen. Die beschränkten Räumlichkeiten, die armseligen Möbel, das unsaubere Dienstmädchen, das ganze, sehr primitive Chalet mit seinen verfallenden Mauern, die nie ausgebessert wurden, Alles sprach von peinlichster Armuth. Die hocharistokratischen Besucher, die zuweilen zu Frau von Neumann kamen, brachen zwar alle sammt und sonders über den malerischen Eindruck und die primitive Einfachheit des Chalets in Entzücken aus; aber diese hocharistokratischen Besucher wohnten in den besten, comfortabelsten Hotels von Vevey, Montreux, Lausanne und Genf. Da wurde ihnen das Entzücken leicht. Hätten sie, wie Mr. Mounod, in einem winzigen Raume schlafen, in Hemdärmeln und die Stiefel in der Hand durch das Speisezimmer gehen müssen, hätten sie sich, wie Frau von Neumann, über ihre nicht zu erheizende Mansarde ärgern, wie Fräulein

Gärtner sich mit ihrem eisernen Oefchen herumschlagen, sich um den großen Tisch im Eßzimmer herumstoßen müssen, wer weiß, was sie dann gesagt hätten!

Der Hauptmann, dem die Macht der Gewohnheit noch nicht über alle Mißstände und Auffälligkeiten sanft hinweggeholfen hatte, stieß sich trotz seiner Anspruchslosigkeit noch an mancherlei, zumeist freilich an dem wenig einheitlichen Eindruck, den das Ganze machte. Er hatte wohl schon Armuth gesehen; aber die Art der Armuth kannte er noch nicht, wo silberne Obstmesser und Ueberreste kostbaren Sevresporzellans friedlich neben abgestoßenem und zerbrochenem Fayencegeschirr einhergehen, oder wo man, — dies Detail hatte er von Frau von Neumann, — den Rothkohl auf abgebrauchten, unsauberen Küchenbrettern mit einem Tranchirmesser schneidet, dessen Griff von Silber und kunstvoll eingelegt ist. Seine Sinne waren noch nicht abgestumpft, und er sah klar die Risse und Sprünge in Tassen, Tellern, Möbeln und Charakteren.

So konnte er Madame Mounod, diese vornehme Erscheinung, die er auf der Straße traf, mit Madame Mounod im Hauscostüm nicht vereinbaren, eben so wenig die vielen kokett-geschmackvollen Toiletten der braunen Claire mit der rings herrschenden Dürftigkeit. Diese

Toiletten stammten zwar alle noch von „früher her", wie das Mädchen zu versichern keine Gelegenheit verlor, um zugleich Verwünschungen auf das Haupt der „guten Freunde zu häufen. Aber kostbare Toiletten kokettgeschmackvoll zu erhalten, dazu gehörte, das gestand selbst Frau von Neumann zu, eine Menge Geld, besonders wenn man, wie Claire, die Abwechslung liebte und noch obendrein unordentlich war.

Wo kamen also die Mittel her? Das, was man dem ärmlichen Dienstmädchen abborgte, genügte doch nicht.

Der Hauptmann hatte Nancy anfänglich keinen Glauben geschenkt, als das arme Ding ihn hoch und theuer beschwor, er möchte den Herrschaften Nichts von dem Extratrinkgeld sagen, weil ihr Madame sonst Alles gleich wieder abborge. „Für einen Tag!" sagte sie immer, aber sie, Nancy, sähe das Geld nicht wieder. Gehalt habe sie schon seit fünf Monaten keinen bekommen. — Er mußte es wohl glauben, seit er sah, daß die Kasse der Leute immer leer war, seitdem gemunkelt wurde, daß selbst Fleischer und Bäcker ungern Lieferungen sandten, seitdem er bemerkte, wie systematisch die Mounods das Borgen betrieben, zum Beispiel sobald ihnen zur Kenntniß kam, daß einer der Pensionäre eine Postanweisung erhalten hatte oder auf der Bank gewesen sei, um eine Note zu wechseln.

Monsieur schien ihm der einzig Unfragwürdige in der Familie; — und Berthe, — Berthe, die so einfach und eigen ging. Sie trug in der Woche immer dieselbe Bluse, denselben Rock, um sie am Sonntag bei kaltem Wetter mit einem Kleid aus dunkelblauem Wollenstoff, bei warmem mit einem seidenen von matt blaugrauer Farbe zu vertauschen, welch letzteres ihr zum Entzücken stand.

Was sollte man glauben, so fragte sich der Hauptmann wieder und wieder, von dem Reichthum, der vornehmen Abstammung dieser Familie? Wie stand es mit den drei Landgütern, die sie besessen, mit den vierundzwanzig Bediensteten? Wie mit den Connexionen, die sie in Deutschland zu haben vorgab, und mit denen Madame besonders immer so großthat? Wie verhielt es sich mit den sechzigtausend Franken, die sie durch die Schuld Anderer in einer Nacht verloren hatten, wie Claire sagte?

Es war der offenen Natur des Hauptmanns eine Erlösung, im Verkehr mit Monsieur wenigstens sich mit vollem Vertrauen hingeben zu können; und diese Gelegenheit bot sich jetzt oft. Der Bauer hatte angefangen, den jungen Mann unbefangen zu grüßen, seitdem er als Gentleman seine Bekanntschaft gemacht. Forbecker hatte

anfangs den Gruß nur höflich stumm erwidert, da ihm gesagt worden war, Mr. Mounod liebe es nicht, angesprochen zu werden, wenn er im Garten arbeite. Einerseits bedürfe er völliger Ruhe, da er leidend sei, andererseits sei ihm der Aufzug peinlich. Zu Forbeckers Ueberraschung aber knüpfte Monsieur jetzt selber ein Gespräch mit ihm an, sobald er seiner im Hause oder im Freien ansichtig wurde, ohne Rücksicht auf Aussehen oder Beschäftigung. Der junge Mann hatte wohl nicht mit dem Wohlgefallen gerechnet, das seine offen zur Schau getragene Verehrung hervorrufen mußte. Wir Alle geben uns gern, geben uns am leichtesten da, wo wir fühlen, daß wir einen guten Eindruck machen.

So kam Monsieur auch immer häufiger am Abend zum Vorschein, und seine Gegenwart verbreitete stets ein angenehmes Gefühl der Harmonie. Es war merkwürdig, aber Jeder war wirklich mit sich selbst und den Andern zufriedener.

Man gruppirte sich um den alten Herrn, hörte ihm zu, und die Zeit verrann, ohne daß man wußte, wie. Von Seiten der Familie geschah das Zuhören mit förmlicher Andacht. Claire wandte kaum mehr ein Auge von ihres Vaters Gesicht, um mit ihrem Nachbar zur Linken, dem Hauptmann, zu kokettiren, was sicherlich

ein fast heroischer Verzicht war. Freilich überzeugte sie sich dann und wann durch eine rasche Wendung des Kopfes, durch einen ihrer schnellen Blicke, daß er sowohl wie die andern Herren sie in die Bewunderung, die sie dem Vater zollten, mit einschlossen. Sie sprach nächst ihrem Vater am meisten, immer in ihrer aufgeregten Lebendigkeit, hörte aber jedesmal ehrerbietig mitten im Satz auf, sobald er zu reden anfing.

Auch Madame, wenn sie zum Beispiel durch eine Frage, einen Auftrag seinen Vortrag unterbrach, machte diese Störung sofort durch ein zärtlich achtungsvolles: „Pardon, Papa!“ wieder gut.

Berthes etwas ängstliche Ehrerbietigkeit zeigte sich darin, daß sie sich veranlaßt sah, ihre verwegensten Scherze und Streiche in seiner Gegenwart zu unterdrücken. Sie wurde, so oft er in die Gesellschaft trat, still und zurückhaltend, und es war dem Hauptmann niemals ganz klar, ob ihre Scheu größer sei als ihre Liebe zu dem Vater oder umgekehrt.

Und noch Eins wurde dem Hauptmann nicht klar. Mr. Mounod, der Bauer, gab sich anders als Mr. Mounod, der Gentleman. Auch draußen bei der Arbeit kam der feingebildete Mann, das reiche, poetische Gemüth zur Geltung; dennoch sprach er einfach, natürlich, ganz wie

jeder andre Mensch auch. Mit dem Anzug des Chevaliers nahm er die eigenthümliche Sprechweise an, die Forbecker gleich aufgefallen war. Nicht nur, daß er sehr häufig das stumme e am Ende der Worte hörbar werden ließ, was in der Sprache des alltäglichen Lebens fast nie geschieht, sondern er hob auch in seltsamer Weise am Ende der Sätze die Stimme, wodurch die einfachste Rede sich rhythmisch in's Ohr prägte und gleichsam den Stempel von etwas Ungewöhnlichem, Bedeutendem erhielt. Vermuthlich war es diese ganze Art und Weise des Sprechens, die dem Advocaten die Aufmerksamkeit seiner Hörer sicherte, die Wirkung des Gesagten erhöhte und seine Meinung den Herzen einschmeichelte, die schon durch sein wundervolles Organ gefangen waren. So viel war gewiß, daß er die Sprache beherrschte wie Jemand, der weiß, daß sie sein Werkzeug ist, daß seine Macht über die Gemüther auf der vollkommenen Beherrschung dieses Werkzeuges beruht. Er hatte die Kunst des Vortrages bis in's Kleinste studirt.

Eine Errungenschaft, die zu solcher Vervollkommnung ausgebildet wurde, bleibt für's Leben, das ist begreiflich. Eigenthümlich war nur, daß diese zur zweiten Natur gewordene Eigenschaft sich mit dem Rock wechseln ließ, daß er als Bauer Mensch sein

konnte und als Gentleman immer und überall Advocat war.

Darum zog auch der Hauptmann die gelegentlichen Gespräche im Freien vor. Der alte Herr wußte den alltäglichsten Dingen eine Seite abzugewinnen, die sie interessant machte. Ob er im Hühnerstall beschäftigt war oder den Inhalt der Röhren und Senkgruben auf den Misthaufen leitete, ob er Schnee schaufelte oder, um zu sparen, den Handwerker machte, — immer verstand er es, die niedrige Beschäftigung zu adeln; und indem er von einer Handarbeit, einem Gebrauch sprach, verbreitete er sich über alles Wissenswerthe, was damit in Verbindung stand. Man verließ ihn nie, ohne einen tieferen Einblick in die Natur, in das menschliche Leben gethan zu haben.

Im Zimmer gewährte auch jedes Zusammensein mit ihm Belehrung, Gewinn; aber der Mann schien dann doch ein wenig, — der Hauptmann wehrte sich gegen dies Gefühl, — ein wenig poseur in dem, was er that und sagte, und wie er es that und sagte.

Für gewöhnlich verklärte eine milde Heiterkeit sein Gesicht. Wurde er aber beredt, so strahlten die blauen Augen begeistert auf oder glühten im edlen Feuer der Entrüstung oder ruhten träumerisch auf Dem

und Jenem: immer aber waren sie groß und voll aufgeschlagen und hatten den offenen Blick eines vertrauenden Kindes.

„Ich glaube an Dich, der Du da vor mir sitzest,“ sagte der Blick. „Du bist gut. Alle Menschen sind gut. Die Welt ist gut, rein und schön.“

Seltsame Menschen! Da war die Mutter mit dem ernsten, etwas starren Blick unter der ehernen Stirne, der immer ein gutes Gewissen betonen zu wollen schien, das sie nicht besaß. Da war Claire's ungenirter, aber scheuer Blick, der stets wie auf der Flucht war vor Etwas. Da war dieser Vater!

„Qui aime à poser, aime à imposer,“ dachte der Hauptmann wieder und wieder und schämte sich doch seines unwürdigen Verdachtes.

## XIV.

So ganz leicht wurde es Lieutenant Wehren nicht, Berthes seltsamem Wesen auf den Grund zu kommen. Die Kleine gab ihm eher neue Räthsel auf, als er einige Tage später wieder nach R. kam.

Sie wich ihm aus — darüber war kein Zweifel. Mit keinem Wort, mit keinem Zucken der Wimper verrieth sie, daß Etwas zwischen ihnen vorgegangen sei, was ihre Stellung zu einander verändert habe. Sie lachte und scherzte unbefangen, aber sie begegnete ihm völlig fremd.

Wohl oder übel mußte er sich bequemen, die „Komödie" mitzumachen. Aber es ärgerte ihn, und er fand nun ein gewisses Vergnügen daran, Berthe im Fremdthun zu übertreffen, fiel aber beinahe aus der Rolle, als sie ihm dafür, statt verletzt zu sein, in einem Moment des Unbemerktseins einen dankbaren Blick

zuwarf. Angezogen von diesem Blick, wollte er sich ihr nähern, — gleich wurde sie wieder eisig und fremd.

Er versuchte vergebens, ein Alleinsein herbeizuführen; es glückte ihm weder bei diesem, noch bei seinen nächsten Besuchen. Zuletzt gerieth er außer sich. Ging es im Hause nicht, so würde er sie außer dem Hause abfassen, sprechen mußte er sie.

Berthe hatte, um den beständigen Vorwürfen der Mutter über ihre Nutzlosigkeit zu entgehen, angefangen, einige Kinder der besseren Familien im Dorfe zu unterrichten. Das wußte Wehren. Er wußte auch, wann dieser Unterricht stattfand, und suchte dem Mädchen auf dem Heimwege zu begegnen. Der Zufall war ihm gleich das erste Mal günstig. Er fand Berthe träumend auf einem ihrer Lieblingsplätze am See. Sie hörte seinen Schritt, sah sich um und warf sich ihm mit einem Freudenschrei in die Arme. Sie duldete, daß er sich neben sie setzte, daß er den Arm um sie schlang; sie schmiegte sich zutraulich an ihn.

Da, im Rausche des Augenblicks vergaß er das Fragen.

Und Berthe?

Weltentrückt, in seligem Liebestraum lauschte sie

seinen Koseworten und legte nur dann und wann zärtlich ihre Wange an seine Hand. —

Von der Thurmuhr schlug es ein Uhr. Sie fuhr zusammen und sprang auf: „Es ist die höchste Zeit, — wir verspäten uns sonst. Geh Du dorthin, — ich nehme den Feldweg, Verrathe Dich nicht.“

Kaum hatte sie es gesagt, so war sie ihm auch schon entschwunden.

Er blieb kopfschüttelnd zurück; er schüttelte den Kopf über das räthselhafte Gebahren des Mädchens noch, als er am Hause angelangt war. — Berthe saß schon am Tisch und gab eine lustige Erzählung zum Besten, ohne sich durch seinen Eintritt stören zu lassen. Der Lieutenant wurde wegen seiner Verspätung geneckt, was er in seiner Laune sehr übel aufnahm.

Wenn das Mädchen sich etwa erlaubte, mit ihm zu spielen —

Er näherte sich ihr nach der Mahlzeit in sehr entschiedener Weise. Ohne ihre abwehrende Haltung, die offenstehende Thür zu beachten, legte er den Arm um ihre Taille.

„Laß mich! laß mich!“ flüsterte sie ängstlich. „Wenn man uns sieht!“

„Dann sieht man uns!“

„Nein! nein!“ Sie entriß sich ihm und eilte an's Fenster. Aengstlich blickte sie nach der Thür — „Wenn man es nun gesehen hat!“

Er unterdrückte eine heftige Antwort, da in diesem Augenblicke Claire hereintrat.

„Sieh nur den polisson von Sperling!“ rief Berthe fröhlich. „Dem Finken hab' ich die Bröckchen zugeworfen — und er ist's, der sie holt.“

„Ich sage Dir ja, laß das Füttern! Damit ziehst Du nur alle Sperlinge her und vertreibst die Singvögel ganz!“ rief Claire schon wieder halb draußen.

„Mademoiselle Berthe!“ Wehren trat entschlossen auf sie zu. „Was soll diese Komödie?“

„Nicht hier! nicht hier! Um vier Uhr, bei der großen Pappel.“

Um vier Uhr bei der großen Pappel stand ein junger Mann mit sehr finsterer Miene. Er wies die Arme der Liebsten zurück, so daß sein Mädchen vor Beschämung erglühte.

„Mais oui! je t'aime!“ sagte sie ganz verschüchtert. Sie sah mit bittendem Blick zu ihm auf.

„Warum verbirgst Du denn unsere Liebe?“ fragte er, schon um ein gut Theil sanfter.

„Weil ich nicht will, daß —“ Sie stockte. „Wenn sie Etwas bemerken, werden sie gleich —“

„Was werden sie gleich?“

Sie sah ihn unsicher an. Sein erstaunt prüfender Blick haftete auf ihr, sie las Zweifel an sich selber darin. Das konnte sie nicht ertragen.

„Du sollst nicht gezwungen werden!“ brach sie aus. „Du sollst es ihnen mittheilen können, Du selber, wann Du willst, nicht früher. — O Eduard!“

Schmerz, Verlegenheit, Beschämung, Zorn klangen aus dem Ausruf, wechselten auf ihrem Gesicht. Verstehst Du denn nicht? schienen sie zu sagen, muß ich erst noch in dürren Worten aussprechen, was ich zu gestehen mich schäme, was ich am liebsten verbergen möchte — grabestief?

Wehren dachte an Madame, dachte an Claire.

„Ich verstehe,“ sagte er tief aufathmend. „Mein Lieb! mein Lieb!“ Er zog sie an sich und küßte sie heiß und innig.

„Du weißt, Liebste, ich habe Dir Nichts verschwiegen. So lange der Onkel lebt, ist an ein Heirathen nicht zu denken,“ sagte er nach einer Weile.

„Ich weiß, ich weiß; und es ist auch Unrecht, auf den Tod eines Menschen zu lauern. Ich bin ja noch jung, wir können warten.“

Sie ließen sich los und gingen ruhiger nebeneinander her.

„Wenn ich von hier fortgehe, aus der Schweiz meine ich, will ich zu ihm und ihm Alles sagen, vielleicht, daß er hilft.“

„O, willst Du bald von hier fort?“

„Nicht jetzt, noch nicht. — Wie könnte ich?“

Es kam Jemand hinter ihnen her und schritt an ihnen vorbei, im Havelock, mit Gebirgsstock. Es war Mr. Mounod.

„Du kommst aus Deiner Stunde heim, mein Kind? Ist Deine Arbeit für heute gethan?“ fragte er freundlich.

Berthe nickte. „Du bist schon zurück, père?“

„Ja, der Weg war viel besser, als ich vermuthete. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit,“ wandte er sich zu Lieutenant Wehren, „wenn ich Sie jetzt verlassen muß. Ich habe es eilig. Mein Sohn Anatole wartet mit Ungeduld auf mich.“

Er trennte sich mit zuvorkommendem Gruß, schritt weit aus und war bald aus dem Bereich ihrer Blicke.

„Glauben Sie, daß unsre Haltung auffällig war,

daß er Etwas gemerkt hat?“ Berthe sah ängstlich zu dem Geliebten auf.

Er schüttelte beruhigend den Kopf. „Ich denke nicht! — aber wenn auch —“ Er lächelte stolz. — „Komm, Liebling! laß uns jetzt herzlichen Abschied nehmen. Im Hause geht es doch nicht. Ich bin Ende der Woche wieder hier!“

## XV.

Wehren kam schon vor Ende der Woche, und das hatte seinen Grund. Am Tage nach der Begegnung mit Mr. Mounod erhielt er einen unerwarteten Besuch von diesem Herrn in Genf, über dessen Zweck er bald aufgeklärt werden sollte; denn nachdem einige Höflichkeiten gewechselt waren, begann Monsieur folgendermaßen:

„Verzeihen Sie mir die Freiheit dieser Visite, die Ihnen auffallen muß. Ich hatte heute Geschäfte in Genf und nahm gern die Gelegenheit wahr — um —“ Er hielt inne, wie um den Anfang verlegen, und blickte auf seine Stiefelspitzen, an die er mit seinem Stocke schlug.

Dann hob er mit plötzlicher Entschlossenheit den Kopf: „Ich will es Ihnen gerade heraus sagen, was mich zu Ihnen führt. Das ist unter Männern von Ehre der einzige Weg. — Ich habe vermieden im

Hause ein Gespräch herbeizuführen, weil ich für den Fall, daß meine Annahme eine irrthümliche ist, in keiner Weise Aufsehen erregen wollte. Also kurz und gut," hier streckte er dem jungen Manne seine Hand entgegen: „Interessiren Sie sich für meine Tochter Berthe?"

„Ja, Mr. Mounod!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für diese Offenheit, die Ihrer würdig ist. Mein Herr! — Ich habe Sie Beide wenig zusammengesehen. Meine geschwächte Gesundheit verbietet mir leider, mich so meiner Familie zu widmen, wie ich es wünschte und — sollte. Um so dringender liegt es mir ob, über den Meinigen zu wachen, wo irgend ich eine Gefahr zu bemerken glaube. — Nun ja! ich glaubte eben, die Beobachtung gemacht zu haben, — das Auge eines besorgten Vaters sieht scharf, mein Herr! — die Sie mir soeben bestätigt haben. Darf ich Sie, — meine Bitte wird Ihnen seltsam erscheinen, wird Sie befremden und wir werden Sie sicher Alle vermissen, schmerzlich vermissen, — aber darf ich Sie bitten, Ihre Besuche bei uns — einzustellen?"

Der junge Mann fuhr erstaunt zurück.

„Mr. Mounod!"

„Lassen Sie mich ausreden, ich bitte Sie! Noch empfindet mein Kind Nichts für Sie —“

Wieder wollte Wehren ihn unterbrechen.

„Ich bitte Sie, hören Sie mich an! — Wie ich soeben sagte, glaube ich, daß Berthe Ihr Gefühl bis jetzt noch in keiner Weise theilt, daß sich — das Weib in ihr überhaupt noch nicht regt. Meine kleine Berthe! Sie ist bis jetzt Nichts als ein Kind, ein glückliches, sorgloses Kind. Diese Dinge sind ihr bisher in ihrem stillen Leben fremd geblieben.“

Der junge Offizier blickte den alten Herrn überrascht und forschend an. Wußte der Vater Nichts von der Hamburger Affaire? Hatte man ihm verheimlicht, wie nahe „diese Dinge“ seinem Kinde dort gebracht worden waren? —

„Aber sie könnte zu dem Bewußtsein erwachen, daß sie kein Kind mehr ist. Mein Herr, sie ist meine Jüngste! — Vergeben Sie einem Vater, der sein Kind liebt. Noch ist es Zeit! — gehen Sie!“

Lieutenant Wehren richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf: „Monsieur!“

„Muß ich Ihnen noch mehr sagen? — O, wie schwer machen Sie es mir! — Mein Herr! Sie sind Offizier. In Ihrem Lande dürfen die Herren Offiziere

nur eine reiche Heirath eingehen. — Sie wissen, daß wir arm sind. Meine Berthe hat Nichts. Wozu also das Kind erst unglücklich machen? Begreifen Sie denn nicht, daß ich ihr unnöthigen Schmerz — Die Sache ist aussichtslos, ganz aussichtslos. Gehen Sie, junger Mann, gehen Sie! Wenn des Kindes Herz erst spricht, ist es zu spät."

„Berthes Herz hat gesprochen, Mr. Mounod."

„Hat gesprochen?" — Der alte Mann unterdrückte gewaltsam seine Bewegung. „O, mein Herr! war das gut? war das edel?" Der tiefe Kummer in seiner Stimme ging allmählich in schmerzliche Entrüstung über. „War Ihnen nicht einmal unsre Armuth heilig, unsre unverschuldete Armuth? — Und wir, die wir Ihnen so vertrauensvoll unser Haus geöffnet haben! Ein Mädchen bethören, das Sie doch nicht heirathen wollen."

„Monsieur!"

„Können Sie denn heirathen, junger Mann? Können Sie es denn? — Was ist Ihre Stellung? was? Auf welche Aussichten hin haben Sie sich berechtigt gefühlt, sich meiner Tochter zu nähern, sich ein Herz zu eigen zu machen, das — Ah! ich vergreife mich im Ton, ich vergesse, daß ich mich von nun an Ihnen nur als ein Bittender nahen darf. — Mein Herr, Sie

sehen einen für das Wohl seines Kindes zitternden Vater vor sich. An Ihren reinen Absichten zweifle ich nicht. Mein Gott, als alter Mann weiß ich ja, wie so Etwas zugeht. Es ist über Sie Beide gekommen, Ihnen selber unbewußt. — Ich will Sie, ich kann Sie nicht anklagen. Aber jetzt, da Sie sehen, wie die Sachen liegen, — geben Sie der Vernunft Gehör! Treten Sie zurück."

„Berthe liebt mich, wie ich sie!"

„Ah, mein Herr! baut die Liebe Häuser? ernährt die Liebe Weib und Kind?"

„Hören Sie mich jetzt an, Mr. Mounod. Lassen Sie mich Ihnen vertrauensvoll eine Darlegung meiner Verhältnisse geben."

„Ich höre Sie, mein Herr."

Wehren verbeugte sich. „Daß ich auf meine Gage hin nicht zu heirathen vermag und darum vorläufig an's Heirathen überhaupt nicht denken kann, ist leider eine traurige Thatsache. Aber Monsieur, ich bin der Erbe meines Onkels. Nach dem Tode dieses Verwandten werde ich in der Lage sein, eine Frau standesgemäß ernähren zu können. Was das Vermögen anbetrifft, so theile ich dasselbe allerdings mit meinen Schwestern, die mit mir meinen Onkel beerben; aber das Familiengut fällt an mich zurück, es ist eine ausgedehnte, gut

erhaltene Besitzung. Wenn ich so Ihrer Tochter auch keine glänzende Zukunft zu bieten habe, eine gesicherte wird es jedenfalls sein!"

„Gesichert! — ah, mein Herr! — Sie sind, scheint mir, ganz auf die Großmuth Ihres Verwandten angewiesen, von seinem guten Willen abhängig. Wenn er Ihnen sein Wohlwollen entzöge, Sie vielleicht enterbte —"

„Dazu hätte er, selbst wenn er wollte, das Recht nicht. Das Familiengut geht beim Aussterben der directen Linie dem Gesetze nach auf den nächsten männlichen Erben über. Der bin ich. — Sie sehen, Monsieur Mounod, daß meine Chancen günstigere sind, als Sie annehmen. Mein Onkel ist ein alter Mann. Ich komme vielleicht weit eher zum Heirathen, als —"

Herrn Mounods sorgenvolle Miene hatte sich etwas erhellt: „O, mein Herr, ich sagte Ihnen ja schon, daß ich an Ihre reinen Absichten glaube. Es ist mir ein Bedürfniß, daran zu glauben. Außerdem, man kennt sich aus in einem Charakter wie dem Ihren. Ich schmeichle mir, etwas Menschenkenntniß zu besitzen. Aber, mein Herr, — sehen Sie! — ich habe selbst ausgedehnte Landgüter besessen, ich weiß, wieviel Capital dazu gehört, sie zu bewirthschaften. Sie sagen mir aber

selber, daß Sie das Vermögen Ihres Verwandten mit Ihren drei oder vier Schwestern —"

„Zwei, Monsieur Mounod!"

„Nun wohl, zwei, — vermöglichen, mein Herr? Lassen Sie uns offen reden."

„Unvermögenden, Monsieur!"

„Nun, ja, sehen Sie wohl, — mit Ihren zwei unvermögenden Schwestern theilen. Dieselben werden also reichlich dotirt sein. — Ihr Beruf ferner stellt große Ansprüche an Sie. Ist da nicht sehr zu befürchten, daß Ihr geringes Baarvermögen nicht ausreicht, zumal da wir Ihnen mit Nichts —"

Wehren unterbrach ihn. „Es besteht die ebenfalls gesetzliche Bestimmung, daß der Allodialerbe bei Uebernahme des Fideicommisses um seinen Abschied aus der Armee einkommt und sich der Bestellung der Güter widmet."

„Sie nehmen mir eine Last vom Herzen, Monsieur," rief aufathmend der alte Herr. So schlimm, wie ich befürchtete, stehen die Sachen nicht."

Wehren riß die Augen auf, und ein erstaunt vornehmer Blick glitt an dem Manne vor ihm herunter. Er verbeugte sich etwas ironisch, als dieser fortfuhr: „Ich kann Ihnen nach Ihren Mittheilungen kaum mehr

Etwas vorwerfen. Sie hätten vielleicht mit Ihrer Werbung Berthe gegenüber zögern können, bis Sie wirklich Herr Ihres Schicksals waren, hätten sich vielleicht nur mir eröffnen, — aber in Ihren Jahren sieht man keine Hindernisse, giebt es keine Bedenken. — Ich fürchte, es wird ein langes Warten geben!"

„Wir sind entschlossen, zu unserer Liebe zu stehen!"

„Ah! welcher Stolz! — habe ich Sie verletzt? — Das wollte ich nicht, mein Herr! — Sie wissen ja, daß nach französischen Begriffen ein langes Verlobtsein — Ja, wie sehen Sie mich denn an? Was wollen Sie denn, daß ich thun soll, was? — Muß ich denn schon meine Einwilligung geben?"

„Ich bitte darum!"

„Ah, wie die Jugend auf ihr Ziel losstürmt! — Aber ich bin vorher barsch, ungerecht gewesen; ich schulde Ihnen eine Genugthuung. — Sei es denn! — Und damit Sie sehen, daß, wenn ich Etwas bewillige, das auch ganz und ohne Rückhalt geschieht, so soll denn die Sache in's Reine gebracht werden. Ich bin gleich Ihnen ein Feind jeder Halbheit, wenn ich auch —" er sagte es mit wohlwollendem Scherze, „kein Stürmer mehr bin; ich liebe wie Sie die klaren Verhältnisse. Die Freude meiner kleinen Berthe, ihre dankbare Freude

muß mir schon über die Besorgnisse hinweghelfen, die ich als alter, gereifter Mann, — verzeihen Sie mir! — immer noch fühle. Wollen Sie gleich morgen zu uns kommen? — Sie sehen, ich bin bemüht," ein fast schmerzliches Lächeln flog über seine Züge, „alle Brücken hinter mir abzubrechen. — Lassen Sie uns sehen, — was haben wir morgen? Dienstag! — Wollen Sie Mittwoch zu uns kommen? Ja? — nun, sehr schön. Auf Wiedersehen also, mein Herr, es ist Zeit, daß ich meine allzulange Visite, — Auf Wiedersehen am Mittwoch!"

## XVI.

Die Pensionäre von Petit Mont wurden an diesem denkwürdigen Mittwoch durch wunderbare Ereignisse überrascht.

Erstens also war Lieutenant Wehren schon wieder da, trotzdem er behauptet hatte, vor Ende der Woche unmöglich von Genf abkommen zu können.

Zweitens ward ihm, dem Hauptmann und Wendt die Ehre der Bekanntschaft von Monsieur Anatole zu Theil.

Drittens erschien „père" schon ganz früh am Abend im Wohnzimmer, ohne daß auch nur die allerunbedeutendste Bergtour vorlag.

Lieutenant Wehren war von dem Hauptmann ob seiner Inconsequenz mit einem bedeutungsvollen, stark articulirten Pfiff empfangen worden. Die deutschen Damen hatten getuschelt, Herr Wendt gelächelt. Die

einzigen Unberührten waren der Urheber all dieser Aufregungen und die Familie Mounod.

Der „gefährlich schöne" Sohn hatte sich nur auf kurze Zeit gezeigt und war bereits wieder in seiner Versenkung verschwunden. Aber mit Erstaunen vernahmen die Damen den Bericht des Hauptmanns, daß der junge Mann durchaus nicht den Eindruck eines „Sauvage" mache. Sie seien vor dem Hause auf ihn getroffen, erzählte er, hätten bis in's Dorf herunter einen gemeinschaftlichen Weg gehabt. Monsieur Mounod junior sei in aller Höflichkeit an ihrer Seite geblieben, so daß sie sich dadurch veranlaßt gesehen hätten, ihn zur Theilnahme an dem Spaziergang aufzufordern. Er habe sich ihnen in unbefangener Weise angeschlossen und auf dem Wege den liebenswürdigen Führer und gesprächigen Gesellschafter gemacht. Ja, nachdem das Eis einmal gebrochen war, habe er sich sogar entschlossen, ihnen zu einem „Sechsuhrschoppen" in die Tonhalle zu folgen. „Ein gescheiter Mensch ist er," sagte Wehren, „und liebenswürdig. Er hat jedenfalls nicht immer so eingezogen gelebt."

„Das sicher nicht," lachte der Hauptmann. „Er kommt mir sogar sehr bewandert vor, sehr! Der ist überall gewesen, hat Alles kennen gelernt —"

Er sprach in so eigenthümlichem Tone, daß Frau von Neumann fragend aufsah.

„Hat er Etwas von einem Sonderling an sich?“ erkundigte sich Fräulein Gärtner.

„Aber auch gar nichts, gnädiges Fräulein. So wenig wie Sie und ich! Er —“

Der unerwartete Eintritt des Hausherrn unterbrach diese interessanten Erörterungen. Sein Erscheinen wurde ohne jede Erklärung aufgenommen, einfach weil man keine dafür hatte, aber mit Jubel begrüßt. War man doch nun eines angeregten Abends sicher!

Die Erwartungen wurden in reichem Maße erfüllt. Monsieur bewies sich wieder einmal als Meister in der Unterhaltungskunst. Das Gespräch stockte keinen Augenblick. Er warf den Ball der Unterhaltung seiner Gattin und seinen Töchtern zu, die ihn mit ebensoviel Geschick auffingen und wieder zurücksandten. Bald aber sprach er, wie immer, allein; Alles war um ihn an dem großen Tische versammelt und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nur die beiden Mädchen sonderten sich im Laufe des Abends ganz gegen ihre Gewohnheit etwas von der Gesellschaft ab. Berthe hatte auf dem Clavierstühlchen Platz genommen. Claire hatte sich einen Stuhl neben die Schwester gezogen und sprach eifrig auf

sie ein. Etwas in Berthes Haltung und Gesichtsausdruck frappirte Fräulein Gärtner. Das Mädchen saß in dem Halbdunkel da, wie ein Vögelchen auf der Sprosse sitzt, wie ein scheues Vögelchen, das sich gefangen hat.

Mit der feinen Intuition des Weibes errieth Fräulein Gärtner sofort, was Lieutenant Wehrens unerwartete Rückkehr, was Monsieurs unerklärte Anwesenheit bedeutete.

Berthe saß noch da, den Kopf gesenkt, und ließ Claire sprechen. Wenn sie je aufblickte, so lag es in ihren Augen wie demüthiges Glück, wie süße Scheu, wie bange Erwartung. Der heutige Abend entschied über ihr Schicksal. Sie liebte Wehren, sie war fest entschlossen, die Seine zu werden; aber die Verantwortlichkeit ihres Schrittes, das Bewußtsein, daß sie sich fürderhin nicht mehr selbst angehöre, mischte ihrem Gefühl demüthigster Hingabe ein ängstliches Bangen, eine zitternde Befangenheit bei. Er gehörte einer anderen Nation an, sie mußte ihm in ungewohnte Verhältnisse folgen. Wie, wenn sie sich nicht hineinzufinden verstand, ihrem Gatten nicht zu genügen vermochte, seine Kreise enttäuschte; wenn sie sich, fern von der Heimat, wie ein Blatt fühlte, das der Sturm vom Baume losgerissen?

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Augenblick der Entscheidung rückte immer näher, es war bald zehn Uhr; über kurz oder lang würden die Damen sich empfehlen, die Herren hinübergehen — dann wollte er bleiben und — Ah! Fräulein Gärtner stand schon auf —

Ja! Fräulein Gärtner hatte bemerkt, wie Lieutenant Wehrens Augen sich mit immer verzehrenderer Gluth in den Winkel richteten, in den sich die Mädchen zurückgezogen hatten. Sie fand, daß sie den Armen schon zu lange im Wege gesessen sei; es war spät genug, um sich unauffällig zu entfernen. Wenn nur Frau von Neumann auch käme!

Aber Frau von Neumann sprach mit Monsieur, dem es nicht anzumerken war, daß es sich um etwas Anderes handle, als um eine gewöhnliche, gemüthliche Abendzusammenkunft. Er unterhielt sich mit größter Unbefangenheit, und es schien ihm daran gelegen zu sein, sein Gegenüber nicht eher entschlüpfen zu lassen, als bis das angeschlagene Thema nach allen Richtungen erschöpft war. Sie sprachen über Geistesgegenwart in Gefahr, über Lebensrettungen, über Opfermuth, und Claire war von ihrem Winkel aus so lange in ihren Vater gedrungen, bis er Diplome über drei von ihm ausgeführte Lebensrettungen herbeigeholt hatte.

Fräulein Gärtner empfahl sich nach Besichtigung dieser Documente etwas hastig: „Wenn doch Frau von Neumann nur endlich begreifen wollte!“ — An der Thür ihres Zimmers angelangt, lauschte sie und hatte die Genugthuung, zu hören, daß diese Dame eben „Gute Nacht“ wünschte. Bald darauf bewies ihr das Zuschlagen der Hausthür, das Geräusch verhallender Schritte und Stimmen, daß auch von den Herren einer nach dem andern das Haus verließ.

Der Hauptmann ging als Letzter und erst nachdem Wehren ihm einen Wink gegeben hatte, da er durchaus nicht begriff, warum er ohne seinen Freund aufbrechen solle. Ein langgezogener Pfiff war auch jetzt wieder die Folge dieses verständnißinnigen Winks; dann ein ärgerliches: „Das hättest Du mir vorher sagen können, dann wäre ich Dir eher vom Halse gegangen,“ und die Thür schloß sich hinter dem Hauptmann, wie hinter den Anderen.

Eine Stunde später suchte Wehren den Freund auf, nicht sehr befriedigt. Er machte ihm gegenüber aus seinem Unmuth kein Hehl. Verlobt war er, aber wozu diese Bedingungen, dieses Heimlichthun vor der Welt, im Hause? Den Pensionären, ja selbst dem Dienstmädchen gegenüber sollte er thun, als wäre Nichts vorgefallen.

Da es bis zur Heirath selber noch so lange hin sei, wäre es besser, Nichts öffentlich zu machen, keine bindenden Versprechungen einzugehen. Es widerstrebe ihnen, hatte Monsieur gesagt, zwei Menschen jahrelang aneinandergekettet zu wissen. Beide sollten sich frei fühlen, gänzlich frei. „Können Sie bald heirathen, gut! meine Tochter ist Ihnen sicher. Muß es noch jahrelang dauern, wer weiß, ob Sie nicht selber anderer Meinung werden?"

Entrüstet hatte Wehren diese Möglichkeit zurückgewiesen. „Gut," hatte Monsieur wieder gesagt, „sind Sie Beide alsdann noch willens, die Ehe einzugehen, so heißen wir Sie als Schwiegersohn willkommen. Sie sind ein Mann von Ehre, meine Tochter liebt Sie — also, warten wir ab! Es ist nicht gut für ein Mädchen, so lange verlobt zu sein, für einen jungen Mann ebensowenig. Warten wir ab!"

„Warten wir ab! warten wir ab!" schrie Wehren aufgebracht. „Ist das nicht gerade, als wenn sie sehen wollten, ob sie inzwischen nicht Besseres erwischen können?"

Der Hauptmann suchte ihn zu beruhigen, aber er hörte nicht.

„Nicht einmal schreiben soll ich ihr können; an die Mutter hab' ich meine Briefe zu richten. Es ist un-

erhört! Die Airs, die sich diese Leute geben! Und vor Euch soll ich die Sache auch verheimlichen, die Ihr doch Alles wißt, und fremd thun mit dem Mädchen. Habe ich mich dazu jetzt ausgesprochen, um ihre Hand angehalten?“

„Ich wundere mich, daß Du es schon gethan hast.“

„Ich wollte ja eigentlich noch warten, bis der Onkel, — aber Mr. Mounod hat —“

„Was hat Mr. Mounod?“ forschte Forbecker neugierig.

„Nichts!“ war die finstere Erwiderung. „Nichts! Aber es ist ein Unsinn! — Glaubst Du, daß ich die Kleine hab' küssen dürfen? Nichts als die Hand hab' ich ihr drücken können.“

„Na, Du wirst Dich wohl zu entschädigen wissen.“

„Ganz gleich! wozu heimlich? Wo ich danach lechze das Mädchen an meine Brust zu ziehen und zu aller Welt zu sagen: Die hier ist meine Braut!“

„Nimm einmal Vernunft an, Eduard! — So ganz Unrecht haben die Leute nicht. Du hast doch Nichts und bist Nichts. Es kann wirklich noch ewig dauern.“

Wehren knirschte mit den Zähnen.

„Nun, und wenn Dir in dieser Zeit wirklich eine

Andere besser gefällt? — Na, na! bleib nur ruhig! — Oder wenn Berthe inzwischen ein Anderer besser gefällt?"

„Willst Du jetzt auch noch das Mädchen verleumden?" schrie Wehren außer sich.

„Na denn, ihren Eltern besser gefällt! Das kommt doch auf Eines heraus. Bei den Franzosen schließen die Eltern die Ehe, nicht die Töchter."

„Berthe hat ihren eigenen Willen und weiß ihn durchzusetzen."

„Hoffen wir es! Hoffen wir auch, daß Du früher ein glücklicher Ehemann bist, als Du denkst! — Ich sage Nichts gegen das Mädchen. Berthe ist ein liebes Geschöpf und verdient glücklich zu werden. Du sollst nur einsehen, daß der Wunsch der Eltern im Ganzen genommen sehr natürlich, sehr berechtigt ist. — Und nun geh' schlafen! — Mit dem ersten Zug fährst Du wohl morgen nicht fort, was?"

Des Hauptmanns gutmüthig breites Lachen begleitete seine Worte.

Aber Lieutenant Wehren war nicht zum Lachen aufgelegt; zum Schlafen auch nicht. Er urtheilte mit dem Egoismus des Liebenden, der keine Rechte anerkennt, als die eigenen.

Wie, die kurze Zeit, die sein Urlaub noch dauerte,

sollte er nicht einmal frei seinem Mädchen widmen können? Und was konnte er denn der Mutter schreiben, in einer fremden Sprache, in der er sich nur schwer auszudrücken vermochte?

Er war nicht der Mann, der aus sich heraus konnte dem ersten Besten gegenüber. Berthe, das war ganz etwas Anderes! Ihr würde er schon sagen können, selbst französisch, wovon sein Herz voll war! Außerdem verstand sie Deutsch, besser als alle die Andern. Wie süß seine herrliche Muttersprache von ihren Lippen klang! Wenn sie selbst einen Fehler machte, so klang das entzückend.

Das liebe Kind! Sie hatte ihm wohl angemerkt, wie sehr all diese Beschränkungen ihn verletzten. „Verzeih meinen Eltern!" — — Auf der Treppe noch hatte sie ihn flehend angeschaut und ihm zugeflüstert: „Fürchte Nichts! ich bleibe Dir treu!"

Gutes, liebes Kind! Wenn er sie nur erst fortführen könnte, sie jedem häßlichen, seelenverderbenden Einfluß entreißen! — Der Onkel, — wenn doch nur der Onkel nicht so lange mehr machen wollte, wenn nur die Erbschaft — — —

Er schüttelte sich, wie von bösen Gedanken erfaßt.

## XVII.

Nichts wird so gut, als man hofft, Nichts so schlimm, wie man fürchtet! — Es hatte doch seine Reize, verlobt zu sein, selbst unter so ungünstigen Bedingungen. Ja, für eine verschlossene Natur, wie die Wehrens, lag gerade in der Heimlichkeit der Verlobung ein Reiz mehr. Wie war es schön, Momente des Alleinseins zu erhaschen, in solchen Momenten ganz und voll zu geben, ganz und voll zu empfangen!

Und da die Verlobung in die Kategorie der öffentlichen Geheimnisse gehörte, so fanden sich eine erstaunliche Menge solcher Augenblicke.

Jedermann nahm die zarte Rücksicht, nie Etwas zu sehen und die Liebenden so viel als möglich allein zu lassen. Das Einzige, was ihnen erspart blieb, waren die Gratulationen. Aber darüber beklagte sich Wehren gewiß nicht.

Selige Morgenstunden! Berthe stand ganz früh auf, Wehren auch. Die Andern kamen erst viel später zum Vorschein. — Frau von Neumann freilich war schon vor 8 Uhr Morgens im Wohnzimmer und besserte Wäsche aus, aber Frau von Neumann genirte nicht.

„Der müssen wir es sagen, Eduard! Sie liebt mich, sie freut sich für mich."

Die Frühstücksstunde dehnte sich heute bis in's Unendliche. Der Hauptmann kam als letzter der Nachzügler. Er hatte bei seinem Eintritt einen festen Händedruck mit Berthe und dem Freunde gewechselt. Das war seine Art, die Sache stillschweigend anzuerkennen. Die Uebrigen bewiesen ihre Antheilnahme dadurch, daß sie wie an Festtagen in heiterem Geplauder zusammenblieben.

Erst eine Depesche für Lieutenant Wehren, die ihm von Genf aus nachgesandt worden war, machte der ungebührlich langen Sitzung ein Ende. Fräulein Gärtner lief eiligst nach oben, um nach ihrem und Frau von Nenmanns Ofen zu schauen; Frau von Neumann räumte den Tisch ab, denn: „Nancy muß endlich das Kaffeegeschirr abwaschen." — Der Hauptmann und Wendt rüsteten sich schon zum Fortgehen, da lenkte ein aufgeregter Ausruf Wehrens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Berthe schaute ihn ängstlich an:

er war erblaßt und zitterte. Auf Madames fragende Miene reichte er ihr das Telegramm und zog dann mit scheuem Ausdruck Berthe auf die Seite: „Der Onkel! — ein Schlaganfall!“ flüsterte er.

Sie sahen sich in die Augen, um gleich darauf den Blick wieder schuldbewußt zur Erde zu senken. Waren es ihre bösen Gedanken, ihre begierigen Wünsche gewesen, die das Unheil herbeigeführt hatten?

„Ich muß gleich fort!“ sagte Wehren heiseren Tones. Berthe sah ihn wieder ängstlich an, aber sie sprach nicht. Sie faßte nur seine Hand. Er war ganz verstört. In einer Anwandlung von Schwäche barg er sein Antlitz an ihrer Schulter.

Da hob sie seinen Kopf, küßte ihn zum ersten Mal freiwillig und sagte: „Du weißt, wir sind nicht wirklich schuld. Du mußt Dir keinerlei thörichte Gedanken machen.“

Er riß sie in seine Arme und preßte sie innig, leidenschaftlich an sich: „Nein! nein!“ flüsterte er. „Aber ich muß eilends fort. Lebe wohl, lebe wohl! — Du bleibst mir treu?“

Er nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und blickte mit banger, dringender Frage in ihre Augen.

Sie erwiderte den Blick fest und klar: „Ich bleibe Dir treu!“

„Wundere Dich nicht, wenn ich nicht so bald schreibe, und ängstige Dich nicht. Du weißt, französisch — und an die Mutter, — und dann, ich werde viel zu thun haben. Jedenfalls gebe ich Forbecker Nachricht.“

Sie nickte nur.

## XVIII.

Lieutenant Wehren traf seinen Onkel bewußtlos an. Die Aerzte hielten vorläufig noch mit ihrem Urtheil zurück; aber im besten Falle, schien es, hatten die Angehörigen sich auf ein langes Krankenlager vorzubereiten. Selbstverständlich konnte Wehren nicht fort. In seiner Eigenschaft als zukünftiger Majoratsherr hatte er den Kranken in allen Obliegenheiten zu vertreten. So viel theilte er dem Hauptmann mit. — Es waren jetzt gerade vier Wochen seit seiner Abreise verflossen. Berthe hatte sich nicht gewundert, daß kein Schreiben an die Mutter kam, und sich nicht geängstigt. Sie empfand es einzig und allein als eine Prüfung, dem Geliebten in schweren Stunden fern zu sein. Aber ihre Familie urtheilte anders.

Madame betrachtete es als ungehörig, daß der Lieutenant sie nicht direct über die Lage der Dinge

auf dem Laufenden erhielt. „Das ist er doch seinen Schwiegereltern schuldig," sagte sie in ihrer Aufregung zu Frau von Neumann und verrieth so das ängstlich behütete Geheimniß. Die Deutschen suchten Wehrens Schweigen zu entschuldigen, zu erklären. Claire aber sagte, er sei herzlos, und bedauerte ihre Schwester.

Berthe stand tapfer auf Seiten ihres Freundes. Sie fand, daß sie in keiner Weise zu bedauern sei; er habe es ihr vorausgesagt, daß er nicht würde schreiben können.

„Ach was, zu einer Karte hat man immer Zeit!"

„Wehren haßt das Postkartenwesen, er hält es für eine schauderhaft indiscrete Einrichtung."

„Er braucht ja keine Geheimnisse darauf zu schreiben —"

„Erlauben Sie, — was er zu schreiben hätte, wären doch mehr oder weniger discrete Angelegenheiten."

„Ein Wort nur, ein einziges!" fuhr Claire hartnäckig fort.

„Wir können auch ohne das eine Wort noch ein wenig warten," sagte Berthe; im Grunde ihres Herzens aber theilte sie ihrer Schwester Verlangen.

Wie zur Antwort auf ihre sehnsüchtige Bitte kam nach weiteren vier Tagen eine Depesche an Forbecker:

„Onkel heute sanft entschlafen, ohne zur Besinnung gekommen zu sein, jetzt Erbschaftsangelegenheiten. Grüße B."

Die Mutter triumphirte. Mr. Mounod beklagte lebhaft, daß dem jungen Manne, den Alle so schätzten, Kummer in seiner Familie erwachsen sei. Claire erging sich in Sentenzen über Prüfungen und Menschenschicksale im Allgemeinen und über das Schicksal der Schwester im Besonderen. Berthe schwieg ganz still.

# XIX.

„Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie haben Mathematik studirt?" unterbrach Fräulein Gärtner eine längere Gesprächspause."

„Ja, mein Fräulein!" antwortete Forbecker überrascht. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ah! neulich Ihre Wahrscheinlichkeitsrechnung zum Beispiel, und Ihre Erklärungen über das Ausmessen der Erdoberfläche. Wissen Sie, wir sprachen über die trigonometrischen Zeichen und von den Dreiecken, die man erhält, wenn man von zwei Punkten aus eine Linie an einen Stern legt. — Lachen Sie nicht, — ich drücke mich thöricht aus, ich weiß. Ich verstehe Nichts davon. Aber sagen Sie mir, wie und wann haben Sie zu diesen Studien Zeit gefunden?"

„O, zuerst auf der Prima, und dann in Tübingen auf der Universität. Ich habe mich immer lebhaft für

Mathematik interessirt. Wäre ich nicht Offizier geworden, ich hätte sicher Naturwissenschaften studirt. — Aber all meine Studien, all diese Kenntnisse nützen mir fast Nichts, sind eigentlich gänzlich todtes Capital," schloß er traurig.

„Das fragt sich doch sehr! Da schlagen Sie sicher Ihre Leistungen zu gering an. Ihre Vorgesetzten merken vermuthlich sehr gut den Unterschied zwischen Ihnen und anderen Offizieren und wissen Sie wohl zu schätzen."

Beide hatten sich in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung gleich zu Anfang aus dem Französischen in die vertrauteren Regionen der Muttersprache begeben. Der Hauptmann war bei seinem Steckenpferde angelangt, und freute sich, eine theilnehmende Seele gefunden zu haben.

„On ne parle pas l'allemand, je ne peux pas le permettre." Claire sprach in scharfem, befehlerischem Ton.

Der Hauptmann sah sie erstaunt an: „Ich glaube nicht, daß es der Erlaubniß bedarf."

„Das wäre noch schöner, wenn man nicht deutsch reden dürfte, wenn man wollte," brach nun auch die sonst so friedfertige Frau von Neumann aus.

„Ce n'est pas la manière, d'apprendre une langue aussi difficile que le français," versetzte Claire

„Dann wird man einen Augenblick nicht lernen."

„Das ist recht gut für Sie, Madame," mischte sich jetzt auch Madame Mounod ein. „Aber Monsieur Forbecker ist hier, um die Sprache zu lernen. Und er ist nur noch kurze Zeit hier. Claire fühlt sich ein wenig verantwortlich für das, was ihre Schüler nachher wissen oder nicht wissen. Sie müssen ihr das schon zu gute halten. In gewisser Weise hängt das Brot davon ab."

Fräulein Gärtner betheiligte sich mit keiner Silbe an dem Streit. Sie hatte Claire nur groß angesehen, als diese ihr so ungezogen das Wort abschnitt. Sie maß auch jetzt nur Mutter und Tochter mit ruhigem, halb spöttischem Blick, wußte sie doch recht gut, was diese Erregung veranlaßte. Das Deutschsprechen war das Verbrechen nicht; daß sich der Hauptmann mit ihr unterhalten hatte, das war es.

Ja, — Claire befand sich in großer innerer Erregung. Die Affaire mit Wehren ging ja nun glatt vor sich. Warum aber kam sie mit dem Hauptmann nicht vorwärts? — Hatte Fräulein Gärtner es vielleicht auf den Hauptmann abgesehen? — Sie sprach immer deutsch mit ihm; da konnte sie Alles sagen, es ließ sich nicht controliren. Solche alte Mädchen waren manchmal die schlimmsten. In einem gewissen Alter, sagte

die Mutter, sind alle Mädchen so. Für Jede kommt ein solcher Moment, auch für die Häßlichste; in der Zeit sind sie doppelt gefährlich. Sie werfen dann ihr Netz über Jeden aus, er sei noch so jung; ja, gerade auf jüngere Männer üben sie dann einen Reiz aus. Wie viele von diesen sind nicht solch alternden Mädchen zum Opfer gefallen! Ehen giebt es, wo die Frau fünf bis zehn, ja, selbst fünfzehn Jahre älter ist als der Mann. — Man mußte auf der Hut sein. — Fräulein Gärtner war sicherlich Eine von den Argen! Hatte sie nicht neulich erklärt, daß sie Herrengesellschaft liebe, daß ein Gespräch mit einem gescheiten Mann ihr größter Genuß sei; daß sie finde, man könne von dem einfachsten Manne immer noch unendlich viel lernen? — Wer solche Dinge herauszusagen wagte, mit dem mußte es schön stehen! Der einfachste Mann! Es kam ihr also gar nicht darauf an, wer es war, wenn es nur ein Mann war.

Die deutschen Gespräche mußten ein Ende nehmen, und wenn man diese alte Jungfer lächerlich machen sollte! Man schuldete ihr freilich als Pensionärin einige Rücksicht, aber hier war die Grenze! Wenn sie Herrengesellschaft beanspruchte, Aufmerksamkeiten, — Dinge, die einzig und allein jungen, hübschen Mädchen zukamen,

dann würde man ihr ihren Platz schon zeigen. Begriff sie nicht, oder wollte sie nicht begreifen, dann brauchte man schweres Geschütz. Aber aus dem Wege mußte sie, so oder so.

Fräulein Gärtner vermochte sicherlich nicht den Gedankengang zu verfolgen, der sich im Kopfe des jungen Mädchens abspielte. Sie hatte sich noch nie in einem Kreise bewegt, in dem die Heirathsbeziehungen zwischen Mann und Weib als die einzig denkbaren gelten, und wo daher jede Annäherung, jeder Verkehr zwischen den Geschlechtern nur von diesem einen Gesichtspunkt aufgefaßt und beurtheilt zu werden vermag. Die grobe Mißachtung ihrer Persönlichkeit, ein unsauberes Mißtrauen ihr gegenüber, das sie sich nicht zu erklären vermochte, wie sehr es sie auch verletzte, hätten ihr sonst die Augen öffnen müssen darüber, weß Geistes Kind diese Leute waren. Denn Nichts läßt so sicher einen Schluß auf das moralische und geistige Niveau eines Kreises zu, als die Behandlung, die ein alterndes Mädchen in demselben erfährt.

## XX.

Erbschaftsangelegenheiten!" sagte der Hauptmann jedesmal, wenn die blauen Augen ihn fragten: „Erbschaftsangelegenheiten sind manchmal verwickelter, als man denkt."

Die blauen Augen fragten so sehnsüchtig, daß selbst Claire jetzt tröstete.

„Wenn er doch nur schreiben wollte!" — um der Andern willen wünschte Berthe es so sehr.

Madame erging sich in den lebhaftesten Ausfällen und Verdächtigungen. Man müsse doch erfahren, woran man sei. Wollte Mr. Wehren vielleicht jetzt, da er der reiche Erbe sei, Nichts mehr von dem armen Mädchen wissen? — Dann hätte er aber auch keine Liebelei anfangen dürfen. Das wäre unehrenhaft.

Vielleicht war es Monsieur peinlich, vor den Fremden derlei Bemerkungen von den Lippen seiner auf=

geregten Gattin fallen zu hören. Er kam gar nicht mehr zum Vorschein. „Wie immer, wenn Etwas nicht klappte!“ dachte der Hauptmann, und es wollte ihn fast bedünken, als ob Monsieur hinter der Scene die Drähtchen weiter ziehe.

Berthe klagte nie und sprach selbst von ihren Angelegenheiten mit Claire nicht, die sich eine solche Verschlossenheit bei dem vertraulichen Verhältniß, das zwischen ihnen geherrscht hatte, nicht zu erklären vermochte. Sie hörte alle Vermuthungen, Tröstungen, Anklagen der Ihren an, wie sie die Entschuldigungen der Deutschen anhörte, ohne eine Erwiderung. Wie in Gedanken, so auch in Worten blieb sie ihrem Freunde treu.

Sie schien ferner, dem oberflächlichen Beobachter wenigstens, unverändert. Sie ging ihren gewohnten Beschäftigungen nach, wies keinerlei Arbeit oder Verpflichtung von sich, lachte und unterhielt die Gesellschaft. Aber es geschah Alles mechanisch; ihr Herz war nicht dabei.

Von Claire wußte man, daß Berthe schlecht schlief, daß sie matt und unlustig war. Ihre Wangen und Lippen wurden noch um einen Schatten farbloser, sie verlor sichtbar den Appetit. Aber sie sagte nur: „Es geht zum Frühling, ich muß Eisen nehmen.“

Und während Claire erst durch vieles Bitten dazu gebracht werden konnte, irgend welche ihr verordnete Medicin einzunehmen, trank Berthe entschlossen bei jeder Mahlzeit ihren „Eisenwein“ und sagte mit einem Anflug von Humor, den der Ausdruck ihrer Augen Lügen strafte: „Das muß anders werden; wenn ich von meinen Stunden komme, dann bin ich wie ein altes Pferd, das nicht den Berg herauf kann.“

„Was alle Klagen der Andern nicht vermocht hatten, das bewirkten die scherzhaften Worte dieses tapfern kleinen Mädchens. Sie brachen dem Hauptmann fast das Herz. Aber er befand sich in einem seltsamen Zwiespalt der Gefühle. Hundertmal, wenn er der stummen Frage in Berthes Augen begegnet war, hatte er sich hinsetzen wollen und an Wehren schreiben. Ein störrisches Etwas, — er nannte es bei sich mit dem schönen Namen: Zartgefühl, Scheu, berechtigter Stolz, — hielt ihn davon zurück, die Familie Wehren jetzt an sich zu erinnern. Marie war nun eine reiche Erbin geworden; der erste Schritt mußte von ihr ausgehen, ihm, dem Freier aus einfachem Hause gegenüber, dessen Liebeswerben sie kannte. — So wartete er gleich den Andern von Tag zu Tag auf Nachricht, in der Hoffnung, daß der nächste Morgen sie bringen würde, bringen müßte.

Im Hause gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger. Fräulein Gärtners Abreise stand nahe bevor; das war ein fühlbarer Ausfall für Madame Mounods Kasse. Dazu kam, daß die Angelegenheit mit Anatole zu keinem Abschluß gelangte.

Die Zeitung, die immer noch nicht gegründet war, wie leicht konnte sie überhaupt nicht gegründet werden! Wie oft vorher war die Idee in Angriff genommen worden! Wie oft vorher hatte man den Plan wieder fallen lassen!

Der Mangel eines commerziellen Blattes hatte sich zwar bei dem ausgedehnten Handel schon lange fühlbar gemacht; auch war das Capital bei dem Reichthum der Stadt leicht zu beschaffen, und doch wurde die constituirende Sitzung hinausgeschoben.

Madame Mounod machte sich in bitteren Klagen Luft: „Erst hieß es, das Geld sei nicht da. Nun die Summe aufgebracht ist, hält man Anatole jedesmal, wenn er auf Entscheidung dringt, ein anderes Hinderniß vor: Diese oder jene feindliche Strömung müsse erst beseitigt werden, dieser oder jener Einfluß sei noch zu gewinnen. Um etwas Anderes kann er sich nicht bewerben; er muß sich durchaus zur Disposition halten. Die fortgesetzten Reisen nach B. bringen auch nur vermehrte Ausgaben, fünf Monate dauert das jetzt. Acht-

los, rücksichtslos, denken diese Herren vom Comité nicht daran, daß da ein junger Mann nahe daran ist, sich vor Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf zu schießen."

Etwas drollig wirkte zu dieser „Verzweiflung" und dem „angestrengten Arbeiten" die schwatzhafte Aussage von „Dubois mère", daß der fleißige Arbeiter, der wie die anderen Herren bei ihr wohnte, meist bis Mittag im Bette liege.

Aber die Verzweiflung bringt manchmal die seltsamsten Dinge zu Stande. Wenn ein verzweifeltes Mädchen Nichts mehr auf Putz, auf Ordnung selbst hält, — warum soll ein verzweifelter junger Mann nicht den halben Tag im Bette zubringen? Als angestellter Redacteur steht er gewiß eine Stunde früher auf.

Der Hauptmann war froh, einen neuen Besuch ankündigen zu können, in der Hoffnung, daß die Aussicht auf eine kleine Erhöhung des wirthschaftlichen Budgets einige Befriedigung hervorrufen würde. Die Nachricht wurde aber mit sehr wenig Grazie aufgenommen. „Noch so ein Deutscher, noch so ein Offizier!" war die undankbare Bemerkung, die Madame und Claire mit einander austauschten, um so undankbarer, als Madame bisher gerade darauf ausgegangen war, deutsche Pensionäre um sich zu versammeln. Engländer waren ihr zu anspruchsvoll: die nahmen mit

dem, was sie zu bieten hatte, nicht vorlieb. Sie waren auch zu bequem und zu selbstzufrieden, um fremde Sprachen erlernen zu wollen; damit wäre der Nebenverdienst für Claire weggefallen. Sie waren ferner nicht zuverlässig, dafür zeugten die vielen „breach of marriage promise“-Processe in ihrer Heimat. Mit anderen Ausländern war schon erst recht Nichts anzufangen. Deutsche dagegen waren immer lernbegierig. Sie waren zwar gewöhnlich unbemittelt, machten aber auch nicht viel Ansprüche; sie waren naiv, gläubig, leichter zu düpiren und vor Allem verläßlich. Wenigstens hatte Madame bisher diese gute Meinung von ihnen gehabt. Es war einzig und allein Lieutenant Wehrens unbegreiflichem Verhalten zuzuschreiben, wenn ihr Glaube an die Zuverlässigkeit der Deutschen jetzt in's Wanken gerieth.

Trotzdem nahm sie natürlich den Besuch an und stellte ihm mit großer, die Eingeweihten allerdings eisig anmuthender Höflichkeit ein Zimmer für die Nacht zur Verfügung. Aber sie überließ die Abendunterhaltung der Gäste ihren Töchtern und zog sich nach beendeter Mahlzeit zurück. Auch am Morgen fand keine lange Sitzung mehr statt. Madame erhob sich nach rasch eingenommenem Imbiß, winkte ihren Töchtern mit den Augen, ihr zu folgen, und die Damen empfahlen sich,

Wirthschaftsbeschäftigungen vorschützend. Die Verbindungsthür hinter dem Piano ließen sie freilich der Vorsicht halber geöffnet. Es war immer gut, den Unterhaltungen folgen zu können. Man hörte auf diese Weise, was diese Deutschen dachten, was sie vorhatten! Besonders jetzt! Aus Andeutungen war vielleicht Etwas über den Lieutenant zu erfahren, von dem noch immer die Nachrichten fehlten.

Ihre Voraussetzungen sollten auch nicht getäuscht werden. Es fiel sehr bald der Name Wehren, den Hauptmann Hendrich, der neue Gast, der keine Ahnung von den Beziehungen der Familie hatte, nicht wie die Anderen im Flüsterton, sondern ganz unbefangen laut aussprach.

„Apropos, Wehren! Wissen Sie von der Geschichte schon? Hat seinen Onkel beerbt, der —“

„— gestorben ist, ja!“ sagte Forbecker.

„Ach! Das ist drei Wochen und mehr her!“

„Nun ist er in Zintrop, um Erbschaftsangelegenheiten abzuwickeln!“

„Aber Mensch, wo haben Sie denn gelebt? Das kommt davon, daß Sie sich in so einem Neste vergraben. In Genf und Montreux redet man von nichts Anderem; die Zeitungen sind voll davon.“

„Voll wovon?“

„Mein Gott, erst gestern erzählte man sich's in der Tonhalle mit allen Details. Der Mann hatte eine Leidenschaft für das Spiel, — von seinem Vater geerbt, sagt man."

Hauptmann Forbeckers Rechte umklammerte den Tischrand, während er den Kameraden zitternd und starr ansah. „Lügen! Was erzählt man?"

Frau von Neumann hätte am liebsten das Gespräch abgebrochen. Sie warf ängstliche Blicke auf die Perkalvorhänge. Wer weiß, ob die Thür nach dem Nebenzimmer geschlossen war!

„Was erzählt man? So reden Sie!" schrie der Hauptmann.

„Kennen Sie Wehren?" fragte Hendrich etwas verwundert über solche Heftigkeit.

Er erhielt keine Antwort.

„Der Kerl hat die Erbschaft verloren, nachdem er sie gemacht hat. Kameraden haben ihn gehöhnt, daß er seinen Mammon aufhäufe wie ein Geizhals, daß er sich nicht einmal getraue, mit Freunden ein Spielchen zu wagen, als ein Krösus, der er jetzt sei. Kurzum, er hat schließlich gespielt und hat nicht mehr aufhören können. Hat an einem Abend sein Vermögen verspielt und das seiner Schwestern dazu."

Forbecker stöhnte dumpf auf. Es legte sich ihm wie Nebel vor die Augen, ihm schwindelte.

„Tags darauf hatte er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen — man fand ihn in seinem Zimmer, die Pistole in der Hand, todt,“ schloß der Andere seinen Bericht.

Wie ein Wahnsinniger fuhr Forbecker auf, um sich auf Hauptmann Hendrich zu stürzen, da ertönte im Nebenraum ein Lachen, so laut und grausig, daß er erstarrt mitten im Zimmer stehen blieb.

„Was ist das?“ fragte der Fremde, als das Lachen zum zweiten Mal ertönte, noch lauter, länger, markdurchdringend. Er sah von Einem zum Andern, bemerkte den entsetzten Gesichtsausdruck Aller, — Niemand antwortete.

Ein erneutes Lachen erschütterte den Raum, — ein dumpfer Fall, dann war Alles still.

Frau von Neumann stürzte hinaus.

„Nichts! Nichts!“ sagte der Hauptmann mit Anstrengung. „Die Tochter, glaube ich, hat Anfälle. — Kommen Sie, kommen Sie, Hendrich!“ Er zog mit Gewalt den Kameraden aus dem Zimmer, die Andern folgten. Im Flur vernahm man ängstliches Laufen und Rufen, das Geräusch vieler Schritte. Man trug einen Körper auf das Sopha.

„Kommen Sie! kommen Sie!“ rief Forbecker heftig, auf alle Fragen stumm.

In seinem Kopfe kreiste nur eine Idee. Wehrens Schwestern! — Marie war in Kummer, in Noth; und keine Aussicht mehr, sie zu heirathen! — Doch! doch! er würde seine Carriere quittiren, eine Stellung annehmen, sei es in einer Fabrik, einer Bank, als Lehrer an einem Polytechnikum; irgendwo, irgendwas, wobei er seine mathematischen Kenntnisse verwerthen konnte. Nur ihr zu Hilfe! — Wehren, ah! Wehren, das hast Du gethan! — und die Kleine, die Berthe —!

Seine Gedanken hielten sich nicht lange bei dem fremden Unglück auf. Sie kehrten zu Wehrens Schwestern, den armen, schutzlosen Mädchen, zurück, auf die erneute Schande, erneuter Jammer gefallen war.

„Hatte keine Ahnung, daß Sie Wehren kannten, ihm nahe standen, auf Ehre!“ entschuldigte sich Hauptmann Hendrich einmal über das andere. Forbecker hörte kaum hin; wie im Traume reichte er dem sich Verabschiedenden die Hand. — Wenn er Mittags noch abreiste und in einer Tour durchfuhr, so war er in spätestens anderthalb Tagen in Zintrop, konnte Alles mit den Schwestern besprechen, Mariens und seine Zukunft sicherstellen.

Er eilte auf sein Zimmer, um seine Sachen zusammenzupacken. Dann ersuchte er Madame um eine Unterredung. Er theilte ihr mit, daß er wichtiger Geschäfte halber sofort nach Deutschland abreisen müsse, und regelte seine Rechnung, das heißt, er bezahlte die Pension noch für weitere vierzehn Tage, da er so über Hals und Kopf zu kündigen gezwungen sei.

Auf seine Frage nach dem Befinden von Mademoiselle Berthe erhielt er die eisige Antwort, daß es ihr „vollkommen gut" ginge. Madame bewahrte nur mit Mühe eine höfliche Haltung, fühlte sich aber verpflichtet, zu thun, als wäre die Großmuth, mit der er das Geschäftliche geregelt hatte, kaum nöthig gewesen. In dringenden Fällen sei eine plötzliche Kündigung natürlich, entschuldbar; sie hätte ihn auch so freigegeben. Während sie dies sagte, hielt sie jedoch das Geld mit der Hand fest umschlossen. — Sie bedauerte dann noch, daß ihre Töchter nicht das Vergnügen haben könnten, den Hauptmann zu sehen; sie machten in der Nachbarschaft einen Besuch und würden vor Abend kaum zurück sein. Seine Empfehlung würde sie ausrichten.

Der Abschied war, nach so vielen Wochen freundschaftlichen Verkehrs, ein überaus kühler, fremder. Aber der Hauptmann bemerkte es kaum, er sagte den Deutschen

in ebenso hastiger Weise Lebewohl, den Kopf voll von seiner eigenen Angelegenheit.

So endigen die meisten Reisebekanntschaften; es bedarf selten erst der Entfernung, die sich trennend zwischen die Menschen legt. Der Entschluß der Abreise allein genügt, alle Beziehungen zu lösen; in der Stunde des Abschieds steht man sich bereits so fremd und theilnahmlos gegenüber, als ob man sich nie gekannt hätte, wie Menschen, die bestimmt sind, sich nie im Leben wiederzusehen.

Der Hauptmann wollte sich dann noch von Mr. Mounod verabschieden; der alte Herr ließ sich jedoch mit einem Unwohlsein entschuldigen.

Als Forbecker den Flur durchschritt, um sich in den bereits vor dem Chalet harrenden Wagen zu begeben, wurde er seiner im letzten Augenblick noch ansichtig. Mr. Mounod stand im Dunkel der Wendeltreppe und starrte ihn an, ohne zu grüßen. Der junge Offizier prallte förmlich zurück vor der finster gehässigen Fratze, die das ehrwürdige Gesicht mit den kindlich klaren Augen entstellte. Nie hätte er eine solche Wandlung für möglich gehalten.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

# Prinzessin Ilse.

Roman
von
**O. Elster.**

Ein Band. 17 Bogen 8°. Elegant geheftet Mk. 3.—;
fein gebunden Mk. 4.—.

Wie der Titel andeutet, bildet der Harz den reizvollen localen Hintergrund der Erzählung, welche in fesselndster Weise darstellt, wie wahre Liebe über Standesvorurtheile triumphirt, und wie ein im Umgang mit der Natur gebildetes und unverbildet gebliebenes Gemüth, von den verführerischen Lockungen weltlichen Glanzes nicht berückt, sein Lebensglück in den reinen Freuden der Natur und des Herzens findet.

# Unser Prinzeßchen.

Roman
von
**Nora Görner.**

Ein Band. 21 Bogen 8°. Elegant geheftet Mk. 4.—;
fein gebunden Mk. 5.—.

Die Verfasserin entrollt in diesem von nicht gewöhnlichem Talent zeugenden Roman ein mit starken, aber doch nicht unwahren Farben gemaltes Bild des Lebens an einem Fürstenhofe, ein Bild, das niederdrückend wirken würde, wenn nicht in seinem Mittelpunkt eine edle, aber deswegen nicht unwirklich ideale Frauengestalt stände, die inmitten der Verderbtheit und der Anfechtungen ihren Seelenadel voll bewährt und aus dem Martyrium nur um so geläuterter hervorgeht, bis treue Liebe ihr Befreiung und verdienten Lohn bringt.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.**

# Die neue Commandeuse.

Roman

von

## A. Nuppers.

17 Bogen 8⁰. Elegant broschirt Mk. 4.—;
fein gebunden Mk. 5.—.

Mit diesem Werke tritt ein neues Erzählertalent vor die Oeffentlichkeit, dessen frische Begabung in den humoristischen, wie in den sentimentalen Partieen so gewinnend sich offenbart, daß die hier und da erkennbaren Schwächen uns eher für, als gegen die Stärke dieses entwickelungsfähigen Talentes zu sprechen scheinen! Die Fehler sind die des Anfängers, dem die Reife fehlt, und der sie nicht durch conventionelle Hülfsmittel zu verdecken beflissen ist; es spricht eine Persönlichkeit aus dem Werke, eine Natur, die Etwas zu sagen hat, die selbstständig denkt und beobachtet. Das scharf geschaute und lebendig wiedergegebene Bild des Lebens und Treibens in militärischen Kreisen, das dieser Roman bietet, durchtränkt von einer für einen jungen Autor merkwürdig reifen Lebensanschauung, die das Werk vertieft, wird die Wirkung einer bloßen Unterhaltungslectüre um Vieles übertreffen.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Ries, Clara Ernestine,

Novellen vom Genfer See

Breslau 1898